Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Geschichte und Politik	1
Zweites Kapitel. Orient und Griechenland . . .	12
Drittes Kapitel. Macedonisches und römisches Weltreich	28
Viertes Kapitel. Die Völkerwanderung und Karl der Große	44
Fünftes Kapitel. Papsttum und Kaisertum . . .	60
Sechstes Kapitel. Kultur und Politik der Neuzeit	76
Siebentes Kapitel. Die Krisis der Gegenwart .	90
Achtes Kapitel. Europas künftige Politik . . .	103

Erstes Kapitel.

Geschichte und Politik.

Das Leben der Menschheit verfließt nach unwandelbaren Gesetzen. Die feste Ordnung, die in allen großen und kleinen Gebilden des Weltalls herrscht, erfüllt auch den anscheinend verworrenen Lauf der Menschengeschichte. Überall herrscht das strenge, unabänderliche Gesetz, im Größten und im Kleinsten, im unendlichen und ewigen Ganzen und in den unfaßbar geringen und beinahe zeitlosen Teilen.

Das Menschengeschlecht stellt in der göttlichen Ordnung der Dinge zugleich etwas Großes und etwas Kleines dar. Unendlich klein ist schon der Schauplatz des menschlichen Wirkens, wenn man unseren Erdball mit anderen Weltkörpern oder gar mit der unermeßlichen Ausdehnung der himmlischen Räume vergleicht. Klein erscheint auch die menschliche Thätigkeit auf dem Erdball selbst, wenn man die Größe desselben betrachtet, die gewaltige Masse seines unbelebten Stoffes, das eingreifende Treiben unzähliger Milliarden der kleinsten Lebewesen, die vielen Millionen Jahre, die seit der Geburt unseres Planeten verflossen, ehe die Menschen ins Dasein traten und ihre Kräfte zu stärkerer Wirksamkeit vereinigen konnten. Doch

gewaltig groß ist der Mensch, wenn man sich der wunderbaren Vorzüge seiner Denkkraft erinnert, durch welche er so hoch über alle irdischen Geschöpfe gestellt ist; wenn man erwägt, wie tiefe Spuren seine Arbeit schon in den wenigen Jahrtausenden, die wir mit unseren geschichtlichen Kenntnissen zu überblicken vermögen, hinterlassen hat, wie mächtig er gegenwärtig auf der Erdoberfläche waltet und wie noch größere Fortschritte sein Erfindungsgeist und seine Thatkraft für die Zukunft verheißt.

Es läßt sich nicht erforschen, wie viele Tausende oder Hunderttausende von Jahren verrannen, bis die in Vereinzelung oder in kleinen Familien lebenden und mühsam um ihr Dasein kämpfenden Menschen günstigere Bedingungen der Naturverhältnisse fanden zur wirksamen Vereinigung ihrer Kräfte und zur fruchtbaren Entfaltung ihrer Geistesanlagen. Nur die letzten fünf oder sechs Jahrtausende bestrahlt das Licht der Geschichte. Ohne Zweifel hat der Mensch schon viele Jahrtausende vorher im Ringen mit Tieren und Elementen glänzende Proben der Überlegenheit seiner Vernunft gegeben und an einzelnen Punkten der Erde sich eine gebietende Stellung inmitten seiner Umgebung erobert.

Wir mögen bedauern, daß wir über den weitaus größten Teil des Lebenslaufes der Menschheit, über ihre lange Kindheit und Jugendentwicklung nicht unterrichtet sind, aber wir werden für diesen Mangel an Kenntnis reichlich entschädigt durch den Überfluß an Quellen, die über die Geschichte der letzten Jahrtausende Licht verbreiten. Der Ausblick auf eine unendliche Fülle ge-

wichtiger und lehrreicher Thatsachen eröffnet sich einem Jeden, der sich die Mühe nimmt, in den Büchern der Geschichte zu lesen und zu forschen.

Gewöhnlich ist es das Merkwürdige und Eigenartige der einzelnen Thatsachen, was die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde fesselt, und mag der Berichterstatter auch lange Reihen von Thatsachen zusammenstellen, so wendet sich doch meistens das Interesse der Leser oder Hörer fast ausschließlich auf einzelne Geschehnisse oder Erscheinungen, die durch den Reiz des Ungewöhnlichen anziehen. So ist die Geschichte bis in die neueste Zeit für die Meisten nichts anderes geblieben als ein unterhaltendes Schauspiel merkwürdiger Begebenheiten, das gegenüber ähnlichen Darbietungen von Dichtern und Erzählern nur den einen Vorzug besitzt, daß es ganz oder fast ganz auf Wahrheit beruht.

Wenn die Geschichtschreiber längere Reihen von Thatsachen vorführen und größere Zeiträume behandeln, so beschränken sie sich in der Regel auf die Geschichte eines einzelnen Staates oder Volkes. Ohne Frage ist diese nationale Geschichtschreibung von großem Werte. Die allmähliche Entstehung und Entwicklung eines Volkes oder Staates bleibt immer wichtig und bewunderungswürdig. Je mächtiger und einflußreicher ein Volk unter den übrigen Völkern hervortritt, je kräftiger und blühender ein Staatswesen sich entfaltet, um so größere Triumphe feiert der menschliche Geist. Jedes ansehnliche Volk blickt mit Stolz auf seine Vergangenheit zurück und pflegt mit Liebe seine Geschichte.

Doch auch bedeutende Mängel haften der nationalen Geschichtschreibung an. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß der Geschichtschreiber die Bedeutung seines Gegenstandes in der Regel überschätzt, von dem vorausgewählten Standpunkt viele Ereignisse in falscher Größe sieht, die Ergebnisse der Thatsachen nicht richtig abwägt und besonders die Bestrebungen und Leistungen anderer Völker ungerecht beurteilt. Jedes Kulturvolk hat gegenwärtig seine eigene Geschichtschreibung ausgebildet, aber eben dadurch hat die allgemeine Wahrheit großen Schaden gelitten. Der schroffe Gegensatz, der in den Geschichtsbüchern mancher Völker zum Ausdruck kommt, trägt sogar einigermaßen zur Entfremdung und Verfeindung von Staaten bei, deren wahre Interessen ein friedliches Zusammenwirken verlangen.

Wie alle menschlichen Dinge, so blieben auch die Wissenschaften nicht frei von Fehlern und Auswüchsen. Aber die wissenschaftlichen Arbeiter dürfen nicht nachlassen in dem Bestreben, solchen Mängeln, die wie dunkle Schatten das Licht der Wahrheit entkräften, mit dem Eifer der redlichen Überzeugung und ohne Scheu vor Tadel entgegenzutreten. Besonders im achtzehnten Jahrhundert, das an Größe und Ursprünglichkeit des Denkens und Schaffens keinem anderen Jahrhundert nachsteht, zeigten sich höchst rühmenswerte Versuche, die Einseitigkeit der Staatengeschichte durch umfassende Darstellungen der allgemeinen Entwicklung der Menschheit zu überwinden. Diese Versuche wurden seitdem, meist unter dem Namen der Weltgeschichte, nicht ohne Erfolg

fortgesetzt, sind aber noch weit entfernt, den ihnen gebührenden Einfluß auf die Gestaltung der geschichtlichen Wissenschaft auszuüben. Die nationale Geschichtschreibung hat gerade in den neueren Zeiten an Stärke und Einfluß gewaltig zugenommen und drängt die universale Geschichtschreibung allzusehr in den Hintergrund. Selbst unter dem Namen der Weltgeschichte wird häufig nichts anderes als nationale Geschichte gegeben, indem ein einzelnes Volk zum stark hervortretenden und beherrschenden Mittelpunkt gewählt wird.

Nichts ist irriger als die Auffassung, daß allgemeine Geschichte eben nur Zusammenstellung der einzelnen Staatengeschichten sei. Die allgemeine Geschichte ist in Wahrheit der Organismus, welchem die Spezialgeschichten eingegliedert sind, und ohne welchen sie nicht leben können. Zuerst müssen die Eigenschaften und Gesetze des Ganzen erkannt werden, ehe Klarheit über das Werden und Leben der Teile gewonnen wird.

Oft ist die Geschichte die höchste Lehrmeisterin der Menschen genannt worden, aber nur die allgemeine Geschichte gewährt diesen Nutzen in vollem Maße. Die Betrachtung eines abgerissenen Stückes verführt zu einseitigen Urteilen und falschen Schlüssen. Aus der einseitigen Beobachtung ergaben sich unrichtige Lehren, die mitunter eine geradezu verderbliche Wirkung äußerten. Wahre Erkenntnis kann niemals schädliche Folgen nach sich ziehen.

Die Politik der neueren Zeit hat sich wesentlich auf den falschen Lehren der Spezialgeschichte aufgebaut.

Es giebt Wissenschaften, Künste und Einrichtungen, die in ihrem Wachstum hinter der übrigen Kulturentwicklung zurückgeblieben sind und durch ihren verkümmerten oder veralteten Zustand das Aussehen eines rastlos vorwärtsstrebenden Zeitalters verunstalten. Dies gilt auch von der Politik, die es seit Jahrhunderten versäumt hat, ihre Grundsätze und Ziele dem Bedürfnis der vorgeschrittenen Menschheit anzupassen. Sie entnimmt ihre Normen zumeist den nächstliegenden und scheinbar untrüglichen Lehren der Spezialgeschichte und mißachtet die größeren und richtigeren Lehren der allgemeinen Entwicklung.

Einen nachteiligen Einfluß auf die theoretische und praktische Ausgestaltung der Politik übte die sogenannte historische Schule, welche vornehmlich in Deutschland ein allzu großes Ansehen gewonnen hat. In dieser Schule lebten viele Irrtümer wieder auf, welche der philosophische Geist des achtzehnten Jahrhunderts glücklich bekämpft und schon beinahe beseitigt hatte. Fast das gesamte Gebiet der Staats- und Rechtswissenschaften hat sich gar zu willig der Einwirkung der historischen Schule unterworfen. Wenn diese Schule wahrhaft historisch wäre, so würde sie nimmermehr eine so einseitige Richtung der Wissenschaft darstellen. Sie wird ihres Namens erst dann würdig werden, wenn sie auf einer tieferen und umfassenderen Geschichtsanschauung das Gebäude ihres Systems aufrichtet.

Der größte Mangel der Politik ist ihr Widerspruch mit der Moral. Jeder Staat handelt nach dem Grund-

satz der rücksichtslosesten Selbstsucht, er betrachtet sich als Selbstzweck, erstrebt nichts anderes als seinen Nutzen, stellt sich zu andern Staaten wie der Wilde zum Wilden, unterwirft sich keinem höheren Gesetze, sucht bei Streitigkeiten die Entscheidung in Anwendung roher Gewalt und hinterlistiger Täuschung. Dies waren die Grundlehren der Politik in den ältesten Zeiten, sie gelten leider noch in der Gegenwart. In Büchern werden solche Grundsätze als wissenschaftlich bezeichnet, von den Staatsmännern werden sie angewandt, freilich mit einer gewissen Scheu und mit dem ängstlichen Bemühen, ihren Widerspruch mit Sittlichkeit und Recht nicht hervortreten zu lassen.

Sittlichkeit und Recht sind Mächte, die nicht bloß über den einzelnen Menschen, sondern auch über den einzelnen Völkern und Staaten stehen. Sobald mehrere Menschen, sei es aus dem Zustand der Wildheit heraustretend, sei es in vorgeschrittener Bildung, zu irgend einem Zwecke sich nähern, begeben sie sich unwillkürlich oder mit Bewußtsein unter die Herrschaft der Sittlichkeit und des Rechtes. Ebenso können Völker nicht nebeneinander leben, ohne sich unbewußt oder bewußt der Macht sittlicher und rechtlicher Gesetze zu beugen. Es sind falsche Staatslehren und falsche Staatskünste, welche sich über dieses wichtige Ergebnis der Völkerberührung hinwegsetzen.

In früheren Zeiten hat hauptsächlich die Religion den Schutz der politischen Moral in ihre Obhut genommen. Die verschiedenen Religionen zeigen schon seit

Alters das stark hervortretende Bestreben, sich über die nationalen Schranken zu erheben und die Völker zu einem einzigen Körper zu vereinigen. Sie wandten sich von Anfang an das sittliche Gefühl nicht bloß der einzelnen Menschen, sondern auch der Menschenvereine. Darauf beruht ein großer Teil des gewaltigen Erfolges, den manche Religionsstiftung hatte. Der Erfolg wäre noch größer gewesen, wenn nicht jenem edlen Bemühen weniger gute Bestrebungen zur Seite gegangen wären.

Seitdem die Religion an Kraft und Einfluß verloren hat, suchte die sich allmählich ausbreitende Humanität den Schutz der Völkermoral zu übernehmen. Die erleuchtetsten und edelsten Menschen begeisterten sich für die Idee eines allgemeinen *Völkerrechtes*, eines die sämtlichen Wechselbeziehungen der Völker beherrschenden und regelnden Rechtes.

Wer den Begriff des Rechtes genau erfaßt hat, kann auch über das Wesen des Völkerrechtes nicht im Unklaren sein. Das Recht ist Erzeugnis und Form des gesellschaftlichen Lebens. Das Völkerrecht ist die Lebensform der Völker. Man darf aber nie vergessen, daß dem geschriebenen Rechte ein ungeschriebenes Recht zur Seite geht, ja daß letzteres geradezu die Wurzel und Grundlage des ersteren ist. Wer die Wichtigkeit des ungeschriebenen Rechtes verkennt, der entbehrt der Einsicht in das Wesen des Rechtes. Aus dieser Mißachtung des ungeschriebenen Rechtes sind in der That viele falsche oder einseitige Theorieen der Neuzeit hervorgegangen. Ein nicht geringer Teil der Mißstände des modernen

Rechtswesens entspringt der Überschätzung des toten Buchstabens. Fast wirkungslos sind die hie und da mit einer gewissen Schüchternheit auftretenden Versuche, Begriffe wie Rechtsgefühl oder Rechtsbewußtsein zur Geltung zu bringen. Und gerade die Gesetzgeber scheuen sich leider, solche wichtige Begriffe gebührend zu berücksichtigen und in das geschriebene Recht einzuführen. Die Gesetze sind, wie die Sitten, der Veränderung und Umbildung unterworfen und werden oft durch die Fessel der Schrift in ihrem natürlichen Wachstum gehemmt und verkrüppelt, so daß sie mehr Schaden als Nutzen stiften.

Es ist ein großer Irrtum, daß das Recht in den neueren Zeiten besser entwickelt sei als in den älteren und ältesten Zeiten der Menschengeschichte. Lassen wir uns nicht täuschen durch den blendenden Schein der Rechtsgelehrsamkeit, die unser Zeitalter für sich in Anspruch nimmt. Überschätzen wir nicht den Wert der Wissenschaft. Das Recht bedarf beinahe ebensowenig wie die Kunst und die Religion der wissenschaftlichen Behandlung, und ein allzu großes Maß derselben ist seinem Gedeihen keineswegs förderlich. Ein Rechtssystem muß einfach, wahr und edel sein: zur Entwicklung dieser Eigenschaften zeigten sich die alten Völker fähiger als die neueren. Das römische Recht stand in den Zeiten der Republik, vielleicht schon unter den Königen viel größer und reiner da als unter den Kaisern. Seitdem die wissenschaftliche Behandlung einsetzte, mußte das römische Volk mehr und mehr der ursprünglichen Weiter-

bildung seines Rechtes entsagen. Es ließe sich sogar die Frage aufwerfen, ob es für die gesamte Entwicklung des mittelalterlichen und neueren Rechtes nicht besser gewesen wäre, wenn jene riesige Sammlung und Bearbeitung des Römerrechtes, die in den Zeiten eines tiefen politischen und sittlichen Verfalls geschah, unterblieben wäre. Nicht die Wissenschaft, sondern das Volk selbst ist der beste Hüter des Rechtes.

Wie die meisten und bedeutendsten Religionen ursprünglich nur ungeschriebene Satzungen hatten und damals am besten und stärksten waren, so stand auch das öffentliche und bürgerliche Recht einstmals bei manchem Volke trotz des Mangels schriftlicher Satzungen in frischer Blüte. Auch das Völkerrecht, für welches sich leider noch kein Geschichtschreiber gefunden hat, erwuchs schon in alten Zeiten ohne schriftliche Gesetze zu ansehnlicher Kraft und Wirksamkeit. Man darf eben das Völkerrecht nicht in dem engen Sinne verstehen, der gegenwärtig in den Büchern und in der Politik beliebt ist, sondern vielmehr in dem umfassenden und edlen Sinne der großen Rechtslehrer, Denker und Menschenfreunde, die tiefer in die Seele der Völker schauten und ebenso auf die Zukunft wie auf die Vergangenheit ihre Blicke richteten.

Allerdings sind es Träume, welche anknüpfend an die Thatsache der Einheit des Menschengeschlechtes die Vereinigung aller Staaten und Völker zu einem einzigen Gemeinwesen, das Aufhören aller Streitigkeiten und den dauernden Bestand eines allgemeinen Friedens erhoffen.

Die menschliche Natur mit ihren Mängeln und Vorzügen bleibt sich immer und überall im wesentlichen gleich. Die Völker sind, wie die einzelnen Menschen, mit Begierden und Leidenschaften behaftet, von denen sie sich mitunter zu thörichten und unmenschlichen Handlungen hinreißen lassen. Die Verschiedenheit ihres Charakters und besonders ihrer Bildung und Gesittung erzeugt immer wieder feindselige Reibungen.

Die gebildeten Völker haben jedoch die Pflicht, den aus barbarischen Zeiten zurückgebliebenen Rest roher Instinkte zu zügeln und ihren gegenseitigen Verkehr auf die Grundlage edler Menschlichkeit zu stellen. Geschichtskunde und Staatswissenschaft müssen zusammenwirken, um die ihrer vorgeschrittenen Gesittung vergessenden Völker an ihre wahren Rechte und Pflichten zu erinnern. Wertlos die Wissenschaft, die neben der Erkenntnis nicht auch Nutzen schafft.

Die Völker, welche Europa bewohnen oder aus Europa stammen, sind ohne Zweifel an Bildung und Gesittung den übrigen Völkern des Erdkreises weit vorangeeilt. Dennoch haben sie von Zeit zu Zeit einen Rückfall in die frühere Barbarei und sind noch lange nicht zu einer wahrhaft befriedigenden Gestaltung ihrer Wechselbeziehungen vorgeschritten. Zu wenig Beachtung findet das große Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung, daß die europäischen Völker, schon durch ihre Herkunft nahe verwandt, durch viele gleichartige Interessen und Bestrebungen im Laufe der Jahrhunderte immer inniger mit einander verbunden und zu einer förmlichen Völker-

gemeinschaft zusammengewachsen sind. Man spricht gegenwärtig zu viel von den Nationen, zu wenig von der Gemeinschaft der Nationen. Wenn die Geschichte unwiderleglich beweist, daß die Völker Europas eine wirkliche Gemeinschaft, eine einzige Familie bilden, so ist diese wichtige Thatsache auf verschiedenen Gebieten, vor allem in der Politik gebührend zu berücksichtigen.

Ich versuche es, die allmähliche Entwicklung des europäischen Völkervereins seit seinen Anfängen im Umriß zu zeichnen. Fern liegt mir die Anmaßung, daß der Größe des Gegenstandes und der Fülle des Stoffes meine schwache Kraft gewachsen sei. Der Zweck dieser Schrift ist erreicht, wenn sie den nachsichtigen Leser zur vorurteilslosen Betrachtung der menschlichen Dinge anregt und vielleicht einen Schriftsteller erweckt, der dem wichtigen Gegenstande ein umfassendes Werk widmet.

Zweites Kapitel.

Orient und Griechenland.

Die Geschichte Europas beginnt mit der Thatsache, daß fast alle Völker dieses Erdteils einem gemeinsamen Stamme entsprossen sind. Die Erforschung dieser Verwandtschaft ist wohl das glänzendste Ergebnis der Sprachenvergleichung. Vor der Einwanderung und Ausbreitung der Arier oder Indogermanen haben gewiß andere

Rassen die europäischen Länder durchwandert und besiedelt, aber von ihrem Wirken sind keine nennenswerten Spuren zurückgeblieben. Die Bedeutung Europas ist das Werk der Arier.

Es ist ein Irrtum, die Gunst der geographischen Verhältnisse in den Vordergrund zu stellen. Freilich besitzt Europa ein glückliches Klima, einen fast überall fruchtbaren Boden, eine für den Handelsverkehr sehr geeignete Küstengliederung, aber auch andere Erdteile genießen diese oder andere Vorteile und stehen trotzdem an geschichtlicher Bedeutung hinter Europa zurück. Den größten Einfluß hat die Tüchtigkeit der Bewohner. Oft zeigte sich, daß selbst ein von der Natur kärglich ausgestatteter Landstrich durch die Thatkraft seiner Bewohner zu einer Wichtigkeit emporstieg, die manches reichgesegnete Gebiet niemals erringen konnte. Eine Beimischung von Not und Mangel entwickelt die menschlichen Kräfte stärker als Reichtum und Überfluß. Doch immer hängt die Entwicklung eines Erdstrichs zunächst von der Befähigung der Bewohner ab, was durch den ganzen Verlauf der Geschichte bewiesen ist.

Nicht in der europäischen Geschichte, wohl aber in der allgemeinen Geschichte gab es eine Epoche, wo Völker, die der arischen Rasse nicht angehörten, die Führung der Menschheit übernommen hatten. Das waren vornehmlich *semitische* und *hamitische* Völker, deren Wirken die erste größere Hälfte der durch Urkunden und Denkmäler beglaubigten Geschichte füllt. Mehr als drei Jahrtausende stellen sich die hamitischen Ägypter und die

semitischen Babylonier und Assyrer als Vertreter der menschlichen Kultur dar. Manches an diesen Völkern ist groß und bewundernswert, namentlich ihre Verdienste um die erste Entwicklung der Bildung sind nicht hoch genug anzuschlagen. Allein der Umstand, daß sie schon bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten fast genau dieselbe Bildungsstufe aufweisen wie nach drei Jahrtausenden, entzieht ihnen wieder einen großen Teil unserer Wertschätzung: ihr hartnäckiges Festhalten uralter Formen, ihr starres Verharren in abgelebten Zuständen, ihr Mangel an Fortschritt auf politischem und geistigem Gebiet lassen sie an Bedeutung weit hinter die europäischen Völker zurücktreten.

Zwar besteht, wie die Sprachwissenschaft erwiesen hat, auch zwischen den Völkern des alten Orientes eine gewisse Verwandtschaft, und man kann ihre Geschichte als ein Ganzes auffassen. Es offenbart sich schon in der altorientalischen Geschichte das wichtigste Gesetz der menschlichen Entwicklung, nach welchem größere Menschenvereine ein unaufhörliches Bestreben zur Annäherung und Verbindung zeigen. So roh und abscheulich jene zahllosen Raubzüge und Eroberungskriege der ägyptischen und assyrischen Machthaber sich unseren Blicken darstellen, sie erfolgten doch zunächst unter dem Zwange des geschichtlichen Gesetzes, das den Völkern gegenseitige Berührung und Beeinflussung vorschreibt. Mit den schändlichsten Gewaltthaten verband sich Erweiterung des Staatskreises und Ausbreitung der Kultur.

Am bemerkenswertesten ist der schon in den frühesten

Zeiten auftretende Drang zur Gründung eines die Nachbarstaaten an Macht überragenden Staates, eines sogenannten Weltreiches. Wenn unzählige Geschichtsbücher, vor allem die Chroniken des Mittelalters, die ganze Vergangenheit der Menschheit nach Weltreichen einteilen und betrachten, so liegt darin eine bedeutsame Anerkennung der Wichtigkeit und Nachwirkung dieser geschichtlichen Idee. Unter den Völkern des alten Orients herrschte fast ohne Aufhören ein wilder Kampf um die Oberherrschaft. Die Pharaonen führten unermüdlich ihre Armeen nach Vorderasien, erfochten dort große Siege und errangen unermeßliche Beute, konnten aber nie auf die Dauer festen Fuß fassen. Die Assyrer bewiesen dieselbe Eroberungslust und Raubgier, überwältigten alle Nachbarvölker und blieben zuletzt Sieger im Kampfe mit den Ägyptern. In der Volkssage wurden diese Erfolge der Assyrer und Ägypter noch weit übertrieben: Ninus und Semiramis sollen ein assyrisches Reich von gewaltiger Ausdehnung geschaffen haben, der Ägypter Sesostris ein noch größeres Weltreich gegründet haben. Solche Sagen entstammen weniger der Eitelkeit der Völker als ihrer schon früh erwachten Sehnsucht nach großen Staatenkomplexen, durch welche auf die einfachste und natürlichste Weise den unaufhörlichen Kriegen ein Ziel gesetzt wird. Mögen diese Sagen auch auf erdichteten Thatsachen aufgebaut sein, sie haben doch tieferen Gehalt und größere Bedeutung als manche lange Reihe wahrhafter Begebenheiten.

Dennoch stehen die Ausbreitungsbestrebungen der

älteren orientalischen Völker hinter den ähnlichen Leistungen der späteren Völker weit zurück. Die allgemeinen Kulturverhältnisse waren in jenen frühen Zeiten zu wenig entwickelt. Die Ausdehnung eines Staates ist ohne nachhaltige Wirkung und ohne dauernden Bestand, wenn sie nicht durch fortgeschrittene und fortschreitende Bildung und Gesittung unterstützt wird. Das Verharren der Ägypter, Babylonier, Assyrer auf derselben Bildungsstufe entzog ihrem Staatswesen die Fähigkeit zur Ausbreitung und konnte ihre wilde Eroberungsgier nicht in bessere Bahnen leiten. Die Starrheit und Einseitigkeit der gesellschaftlichen Zustände verschärfte den feindlichen Gegensatz der Völker, die sich daran gewöhnten, ihre Kämpfe mit unmenschlicher Grausamkeit auszufechten. Barbarische Ausbeutung des Sieges, Verwüstung der eroberten Landschaften, Abführung der Bewohner in die Sklaverei, Verstümmelung der Gefangenen und alle denkbaren Greuelthaten waren der Inhalt des orientalischen Kriegsrechts. Die gewaltigen, von Gefangenen aufgeführten Bauten, die an den Ufern des Nil und Euphrat das Staunen der Reisenden erregen, sind die schauerlichen Denkmäler einer unmenschlichen Kriegsführung, einer unerhörten Völkerbedrückung, die zeitweise den ganzen Orient zu einem einzigen blutigen Schlachtfelde machte. Als das assyrische Reich im Jahre 606 v. Chr. zusammenbrach, fühlten sich die Völker befreit von einem furchtbaren Drucke und rächten sich mit der vollständigen Zerstörung der Riesenstadt Ninive und mit der Ausrottung fast des ganzen Assyrervolkes. Aber das Streben

nach einer abermaligen Vereinigung der orientalischen Völker hörte nicht auf. Ägypten zeigte neue Eroberungslust. Babylon suchte die Erbschaft Assurs zu übernehmen, befleckte sich aber mit denselben Schandthaten und geriet dadurch nach kurzer Zeit gleichfalls ins Verderben. Im sechsten vorchristlichen Jahrhundert hatten die semitischen und hamitischen Völker den ersten und wichtigsten Teil ihrer weltgeschichtlichen Rolle bereits ausgespielt. Auch derjenige Zweig der Semiten, der durch rege Handelsthätigkeit die Verbreitung der orientalischen Kulturprodukte am meisten gefördert hatte — die Phönizier — waren gleichfalls im sechsten Jahrhundert bereits erschöpft und wurden überall von den mächtig aufstrebenden Griechen zurückgedrängt.

An die Stelle der erschöpften Semiten und Hamiten traten die Arier. Das tüchtige Volk der Perser machte den ersten bedeutenden Versuch zur Gründung eines Weltreiches. Dies geschah unter der Führung des gewaltigen Kyros, der an Thatkraft und Größe nicht seinesgleichen hat in der orientalischen Geschichte. Alle Völker vom Indus und Jaxartes bis zum ägäischen Meer beugten sich unter die Herrschaft des Persers. Der neue Machthaber unterschied sich vorteilhaft von den früheren. Nicht bloß kriegerischer Geist und ehrgeizige Unternehmungslust, sondern auch großmütige und menschenfreundliche Gesinnung zeichneten den Charakter der Perser wenigstens bei ihrem ersten Auftreten aus. Leider besitzen wir nur sehr mangelhafte, fremdländische Nachrichten über das persische Weltreich, dessen Entstehung und

Ausbreitung ohne Zweifel eines der interessantesten Kapitel der allgemeinen Geschichte bilden würde. Trotzdem lassen sich deutlich die Vorzüge erkennen, durch welche das erste arische Eroberungswerk die ähnlichen Unternehmen der Semiten und Hamiten in den Schatten stellt. Die Kriegführung wird weniger barbarisch, die Unterworfenen finden eine mildere Behandlung, die Sieger verzichten auf die wilde Befriedigung ihrer Rachgier, Städte und Landschaften werden nicht mehr in zweckloser Weise zerstört und verwüstet, edelmütige Handlungen finden auch dem Feinde gegenüber statt, Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit für alle Unterthanen wird als Grundsatz der Regierung verkündet. Viele Völkerschaften begaben sich freiwillig unter die Herrschaft der Perser, die ihnen als Erlösung von unaufhörlichen Kriegsplagen erschien. Die edle Persönlichkeit des Kyros erregte allenthalben so große Bewunderung, daß er sogar von republikanischen Griechen als das Ideal eines Fürsten gepriesen wurde. Allein das Unternehmen, dem sich die Perser widmeten, war zu gewaltig, als daß sich ihre Kräfte nicht daran erschöpft hätten. Das Volk der Sieger war zu klein und mußte bald den Einflüssen der zahlreichen besiegten Völker unterliegen. Die semitischen Mißbräuche und Laster gewannen die Oberhand über die arischen Tugenden. Des Kyros Nachfolger, Kambyses, gab zwar dem persischen Reiche durch die Unterwerfung Ägyptens eine noch größere Ausdehnung, trat aber als Regent in die Fußtapfen der assyrischen Despoten. Die folgenden Perserkönige zeigen ein eigentümliches Schwanken zwischen arischer und

semitischer Sinnesart. Unter Xerxes hatte es den Anschein, als ob bereits griechische Einflüsse dem asiatischen Ariertum zu Hilfe kommen wollten, doch ein widriges Geschick fügte es, daß gerade damals ein langwieriger Zwist die stammverwandten Völker der Griechen und Perser entfremdete. Das persische Reich behauptete sich nur zwei Jahrhunderte und zeigte sich während des größten Teils dieses Zeitraumes in innerer Auflösung und Zerrüttung. Der Mangel geistigen Fortschritts lähmte seine Entwicklung und Wirksamkeit. Wenn es auch nie so tief sank wie die früheren Weltreiche, so erfüllte es doch bei weitem nicht die Erwartungen, die es in seinen Anfängen erweckt hatte.

Den Persern fällt das Verdienst zu, daß sie zuerst unter den Völkern des Orients eine Art Völkerrecht einführten und übten. Die Beweise finden wir hauptsächlich in den Berichten über die Kämpfe mit den Griechen. Diese Kämpfe, von den neueren Geschichtschreibern in der Regel ganz falsch aufgefaßt und dargestellt, bieten durch die Einhaltung völkerrechtlicher Grundsätze ein wesentlich anderes Schauspiel dar als die früheren Kriege der orientalischen Völker. Die Griechen selbst übten schon seit den ältesten Zeiten völkerrechtliche Grundsätze. Aber mit Unrecht wurden von ihnen die Perser als Barbaren betrachtet und beim Beginn des Krieges persische Herolde von den Athenern und Spartanern getötet. Nur diese Verletzung des Völkerrechts geschah in dem langwierigen Kriege; in den späteren Zeiten beobachteten die Griechen bei Verhandlungen mit

Persien sorgfältig die unter ihnen üblichen Regeln des Völkerrechts. Der Siegeszug des Xerxes durch die Balkanhalbinsel ist nicht zu vergleichen mit den Raubzügen der Assyrer und Ägypter: überall Friedensverhandlungen mit den Gesandtschaften der Bevölkerung, deren Städte nur dann zerstört wurden, wenn sie dem Perser feindlich entgegentraten. Auch Athen wäre verschont worden, wenn es Genugthuung für jene Verletzung des Völkerrechts geleistet oder den angebotenen Vertrag zur Aufnahme der früher vertriebenen Peisistratiden angenommen hätte. Das entwickelte Rechtsgefühl, wodurch das persische Volk sich auszeichnete, gab sich auch in den politischen Verhältnissen kund und blieb nicht ohne Einwirkung auf die allgemeine Völkermoral.

Die hohe Bedeutung der Griechen beruht bekanntlich auf ihren großartigen Fortschritten in der Kultur, in den Künsten und Wissenschaften. In politischer Beziehung bietet Griechenland von den ältesten Zeiten bis zu seiner Einverleibung in das römische Reich ein trostloses Schauspiel von Zerfahrenheit und Zerklüftung. Das politische Unvermögen ist ein dunkler Fleck auf dem Glanzbild der hellenischen Welt. Die Menge blühender Städte und Kleinstaaten kann nicht hinwegtäuschen über den Mangel eines festen politischen Zusammenhanges. Die staatsbildende Kraft feierte bei den Griechen nur in kleinen Verhältnissen zahlreiche, für den Augenblick blendende Triumphe, in größerem Umfang vermochte sie sich leider nicht zu entfalten. Das griechische Volk wurde infolge dieses Mangels politischer Befähigung niemals

eine wirkliche Nation. Darum konnte es keinem Historiker des Altertums oder der Neuzeit gelingen, eine Geschichte des griechischen Volkes zu schreiben, ja nicht ein einziger Staat der Griechen hat der Nachwelt eine zusammenhängende Geschichte seiner Entwicklung hinterlassen: wir haben nur Bruchstücke aus der athenischen und spartanischen Geschichte, deren Hauptinhalt die Schilderung der politischen Zersplitterung bildet.

Der Standpunkt, von welchem aus wir zu einer derartigen Beurteilung der griechischen Geschichte gelangen, kann allerdings als ein moderner bezeichnet werden. Er könnte den Vorwurf der Einseitigkeit verdienen, wenn nicht viele Spuren darauf hinweisen würden, daß er auch dem Altertum als richtig erschien. Gar mancher Schriftsteller ergeht sich in Klagen über die Zersplitterung Griechenlands mit ihren unseligen Folgen. Nicht wenige der edelsten und tüchtigsten Männer entzogen sich vollständig dem politischen Leben, von dem sie sich angeekelt fühlten. Die Philosophen schrieben Staatsromane, durch welche die griechischen Zustände aufs schärfste verurteilt wurden. Als Griechenland von den Macedoniern und später von den Römern unterworfen wurde, da war wohl kein Einsichtiger im Zweifel, daß die griechische Politik seit Jahrhunderten auf falschen Bahnen sich bewegte, und daß es immer an den großen Staatsmännern fehlte, die den so nahe liegenden Gedanken der griechischen Einheit mit kühner Energie anfaßten.

Die Betrachtung der griechischen Geschichte erfüllt uns mit fortgesetztem Bedauern über die schweren Nachteile

und Hemmungen, die der Entwicklungsgang der Kultur durch die staatliche Zersplitterung erfuhr. Wie viel größer wären die Fortschritte der Bildung und Gesittung gewesen, wenn die Griechen ihre blutigen Zwiste eingestellt und ihre Kräfte zum gemeinsamen Wirken vereinigt hätten! Wie viel mächtiger und erfolgreicher wäre die Ausbreitung ihrer Koloniecn in fremden Ländern gewesen, wo sie oft lediglich durch Zwietracht um die Früchte ihres großartigen Unternehmungsgeistes gebracht wurden! Das Volksgemüt beschäftigte sich seit uralter Zeit mit dem Gedanken der griechischen Einheit und pflegte mit besonderer Liebe die Sage von der gemeinsamen Unternehmung gegen Troja, woraus schon in einem frühen Jahrhundert das unübertrefflich schöne Epos hervorging, das allen folgenden Geschlechtern die nationale Zusammengehörigkeit der Griechen beständig ins Gedächtnis rief.

Viel früher als die orientalischen Völker haben die griechischen Stämme bei ihren Kämpfen gegen einander ein Völkerrecht anerkannt, das die Kriegführung weniger barbarisch machte. Wir sehen schon in den Dichtungen Homers eine gewisse Ritterlichkeit der Kämpfer und die Beobachtung verschiedener Formen, welche beweisen, daß man sich gewöhnt hatte, auch im Feinde den Menschen zu achten. Später zeigt sich auf der griechischen Halbinsel ein starkes Streben zur Minderung und Milderung der Kriege. Der Bund der sogenannten Amphiktionen schuf sogar einen völkerrechtlichen Gerichtshof, der selbst den Staaten der Gegenwart als Muster dienen könnte. Dieser Gerichtshof hatte nicht bloß die Aufgabe, Streitig-

keiten zu schlichten, sondern er gab auch Vorschriften über die Grenzen der Kriegführung und der Ausbeutung des Sieges. Aus der lückenhaften Überlieferung ersehen wir, daß er den Kriegführenden die gegenseitige Abschneidung des Trinkwassers, dem Sieger die Zerstörung der Städte untersagte.

Leider trat in der gedeihlichen Entwickelung, die zu einem förmlichen Bunde der griechischen Staaten zu führen schien, bald Stillstand und Rückschritt ein, die Kriege mehrten sich, die Erbitterung der Streitenden wuchs, der Zerfall Griechenlands machte im fünften Jahrhundert besonders durch den verderblichen peloponnesischen Krieg reißende Fortschritte. Früher hatten die Kriegführenden manchmal vereinbart, daß an Stelle der Heere kleine Abteilungen oder einzelne Krieger den Entscheidungskampf ausfechten sollten; öfters übertrug man, auch nach ausgebrochenem Kriege, die Lösung der Streitfrage dem Schiedsurteil eines dritten Staates oder Fürsten; in einem Kriege auf der Insel Euböa kamen beide Heere überein, daß Wurfgeschosse nicht angewendet werden dürfen. Diese Einschränkungen und Milderungen der Kriegführung hörten seit dem peloponnesischen Kriege auf, in welchem die zwei Hauptstaaten Griechenlands fast drei Jahrzehnte lang sich auf Leben und Tod bekämpften. Es war ein unseliges Verhängnis, daß Athen und Sparta, einander gleich an Macht und Tüchtigkeit, mit gleichem Ehrgeiz das Ziel verfolgten, eine Vorherrschaft oder Oberhoheit über die Nachbarstaaten zu erlangen. Hätte der eine der beiden streb-

samen Staaten ein entschiedenes Übergewicht besessen, so hätten sich wahrscheinlich die politischen Zustände Griechenlands gedeihlicher entwickelt und zahllose blutige und unfruchtbare Kämpfe wären vermieden worden.

Einen wohlthuenden Gegensatz zur Zerfahrenheit der griechischen Politik bilden die großartigen Erscheinungen des griechischen Kulturlebens. Je trauriger und verworrener das Verhältnis der Staaten zu einander wurde, um so lebhafter traten die geistigen Strömungen auf, die auf Annäherung und Einigung der einzelnen Stämme und Städte abzielten.

Ein starkes Band, das seit den frühesten Zeiten alle Griechen verknüpfte, war die Religion, die trotz vieler Verschiedenheiten und Veränderungen ein geschlossenes Ganzes darstellt. Die Religion der Griechen war, wie kaum eine zweite Religion, ein Erzeugnis des Volksgeistes, wiederspiegelnd die Gedanken und Gefühle der Gesamtheit, wenig beherrscht von fremden Einflüssen, aber auch ohne sonderlichen Einfluß auf das Ausland, geschaffen vom Griechentum und mit dem Griechentum untergehend. Sie entbehrte der Eigenschaften einer Weltreligion, sie war eine nationale Religion im edelsten Sinne des Wortes. Mit den Ansprüchen einer Weltreligion hätte sie sich schon in den frühesten Zeiten verflüchtigt und nichts von dem geleistet, was sie infolge ihres nationalen Charakters leisten konnte. Der tiefste Gehalt aller Religionen ist ihr Streben nach einem großen Ideal, nach einer besseren Ordnung der menschlichen Dinge. Der Staat paßt sich der rauhen

Wirklichkeit an, die Religion richtet sich auf ferne Ziele, ersinnt ideale Zustände und erfüllt die Gemüter mit überschwänglichen Hoffnungen. Die Vorschriften des Staates und der Religion geraten manchmal in offenen Widerspruch, weil die Thatsachen mit den Wünschen und Hoffnungen kämpfen. Die griechische Religion eilte dem griechischen Staatsgedanken weit voraus. Sie beschränkte sich nicht auf Städte und kleine Landschaften, sie umfaßte vielmehr die Gesamtheit der Städte und Stämme, setzte sich über die politischen Grenzen hinweg, begleitete die Auswanderer in fremde Länder, erinnerte die Streitenden beständig, wenn auch oft ohne Erfolg, an die höchsten Pflichten der Menschlichkeit. Sie verlieh ihren Anhängern eine ziemlich gleichartige Weltanschauung und eine ansehnliche Zahl von sittlichen Vorschriften, die auf die Lebensführung stärker einwirkten als die geschriebenen Gesetze des Staates. Alle Griechen richteten die gleichen Gebete an Zeus und andere Gottheiten, brachten dieselben Opfer dar, übten dieselben Religionsgebräuche, verehrten dieselben Heiligtümer. Diese andauernde Gleichförmigkeit der griechischen Religion ist um so mehr merkwürdiger, als eine kirchliche Organisation vollständig fehlte. Es ist zu bezweifeln, ob eine solche Organisation die nationale Einigung hätte befördern können: die Bestrebungen der Priesterschaft von Delphi zeigten einen Anlauf zur Kirchenbildung, aber mit ihrem wachsenden Einfluß auf die Politik vereinigten sich verschiedene Mißstände, die aus der Herrschsucht und Habgier der Priester hervorgingen.

Die Religion gab den Anstoß zu manchen Ver-

anstaltungen, die der politischen Zerklüftung entgegenwirkten. Sie gewährte ihren Schutz den berühmten Kampfspielen, die zu Olympia, auf dem Isthmus und an anderen Orten in regelmäßigen Zwischenräumen stattfanden. Sie schuf für die Dauer dieser Spiele einen Gottesfrieden, durch welchen den Staaten die Einstellung ihrer Feindseligkeiten geboten war. Die Begeisterung aller Griechen für gemeinsame Wettkämpfe drängte jedesmal auf kurze Zeit den politischen Haß in den Hintergrund. Wohl jeden Zuschauer der olympischen Spiele erfüllte Freude über den ungewohnten Anblick friedlicher Eintracht, aber auch Schmerz über die kurze Dauer derselben. Aufgabe der Staatsmänner wäre es gewesen, den vorübergehenden Gottesfrieden allmählich zu erweitern und schließlich zu einem allgemeinen Frieden zu gestalten, aber die Politiker aller Staaten oder vielmehr die Volksmassen, von welchen in der Regel die ganze Regierung und Politik abhängig war, verfolgten stets kleinliche Ziele. Nur Perikles soll den Plan gehabt haben, ganz Griechenland in einen Staatenbund zu verwandeln und dadurch alle Waffenkämpfe zwischen Griechen für immer zu beseitigen, allein wir finden in der Überlieferung keine Beweise, daß auch nur vorbereitende Schritte zur Verwirklichung dieser großen Idee geschahen, vielmehr setzte sich Perikles selbst gegen Ende seiner Laufbahn so sehr in Widerspruch mit jenem Plane, daß er am meisten zur Entfachung des verderblichsten aller griechischen Kriege beitrug.

In inniger Verbindung mit der Religion oder viel-

mehr als Bestandteil derselben erblühte jene wunderbare Mythologie, welche gleichfalls immer Gemeingut des griechischen Volkes blieb. Alle die poesievollen, tiefsinnigen und anmutigen Sagen wurden von dem gesamten Griechenvolke geschaffen und behütet. Die mannigfaltigen Schöpfungen der Phantasie schlangen um die Masse der Einzelnen ein so starkes Band wie die religiösen Vorstellungen. Aus der Gleichartigkeit der Gedankenkreise floß eine große Übereinstimmung der Sitten und Bräuche, wodurch das Griechenvolk sich scharf abgrenzte von den übrigen Völkern.

Die gesamte Entwicklung des geistigen Lebens, die gesamte Kultur Griechenlands war ein dauernder Protest gegen die Irrwege der Politik. National war die Poesie von den Zeiten Homers bis zur letzten Periode der griechischen Geschichte. Die Unterschiede zwischen den Dichtern der einzelnen Stämme kommen kaum in Betracht und waren nur von äußerlicher Art. Gehalt und Charakter der Dichtkunst blieben sich immer und überall gleich. Seitdem Athen der Mittelpunkt der Poesie und des Schrifttums überhaupt wurde, verschwand allmählich die Anwendung verschiedener Mundarten in der Litteratur, die attische Mundart wurde als allgemeine Schriftsprache anerkannt. Als Hauptsitz der geistigen Fortschritte verfiel Athen nicht auf die Begünstigung einseitiger Richtungen und lokaler Strömungen, sondern war bemüht, das ganze und echte Griechentum zur Geltung zu bringen. Nicht athenisch, sondern griechisch war auch die gesamte Wissenschaft, besonders die Philosophie, die unaufhörlich

die politischen Mißstände verurteilte. Nicht lokal, sondern national-griechisch war endlich die gesamte Kunst, deren Schöpfungen nicht am wenigsten die geistige Einheit aller Stämme bekundeten. Alles Große und Edle hatte den griechischen Charakter, überall offenbarte sich ein glühendes Verlangen, die nationale Zusammengehörigkeit festzuhalten und durch geistige Einigung den Wirrnissen des öffentlichen Lebens ein Gegengewicht zu schaffen.

Drittes Kapitel.

Macedonisches und Römisches Weltreich.

Durch Förderung und Verbreitung der Kultur hat kein Volk Größeres geleistet als die Griechen. Die Zivilisation der Gegenwart ruht zu einem beträchtlichen Teile auf der griechischen Bildung. Alle Geschichtschreiber stimmen in der dankbaren Anerkennung solcher Verdienste überein, aber ebenso klar liegen die politischen Gebrechen des edlen Volkes vor Augen. Das Schicksal scheint den großen Völkern des Altertums eine gewisse Einseitigkeit auferlegt zu haben, um die Erreichung eines höheren Zieles zu erleichtern. Was die Griechen nicht vermochten, leisteten die wenig gebildeten Macedonier und Römer. Diese beiden Völker bilden gleichsam die Ergänzung des Griechenvolkes.

Als die griechische Kultur ihren höchsten Stand erreicht hatte, übernahmen plötzlich und mit gewaltiger Energie die Macedonier die politische Führung. Dieses Volk, mit den Griechen zwar verwandt, aber bisher ohne Anteil an der griechischen Kulturbewegung, in rauhen Sitten erzogen und durch kriegerische Übungen gestärkt, errang zuerst unter den europäischen Völkern auf der gefährlichen Wettbahn der Eroberungspolitik einen glänzenden Erfolg. Unter seinen kraftvollen Vorstößen brach der verworrene Staatenkomplex der Griechen in kürzester Zeit zusammen. Doch nicht Griechenland allein wurde unterworfen, auch alle die weiten Gebiete des Orients, auf denen sich die frühere Geschichte der Menschheit abgespielt hatte, mußten sich der macedonischen Herrschaft beugen. Griechenland wurde verbunden mit dem Orient, die starke, reichhaltige Kultur Europas mit der ärmlichen, abgelebten Kultur Asiens, ein erfrischender Strom ergoß sich vom Westen über den vertrockneten Osten.

So übermächtig wirkte die griechische Bildung auf die Eroberer, daß diese rasch und vollständig in Griechen umgewandelt wurden. Nicht als Fremde, sondern als Stammesbrüder wollten die Macedonier selbst betrachtet werden. An dem großartigen Erfolge und Ruhme der Macedonier haben somit auch die Griechen einen beträchtlichen Anteil. Ja der Mann, der durch unerreichte Thatkraft das größte Verdienst an der Gründung des Weltreiches hatte, kann völlig als Grieche gelten.

An das Ende der griechischen Geschichte stellte ein gütiges Geschick, wie zur Entschädigung für die unsägliche

Verworrenheit der vorangegangenen Zeiten, den größten Mann des Altertums. Auf den Beinamen „der Große" hat in Wahrheit kein Fürst größeren Anspruch als Alexander. Die Mängel, die seinem Charakter anhaften, kommen gegenüber den hohen Vorzügen seines Geistes und Willens nicht in Betracht. Er hat den Ruhm verdient, mit dem ihn die Nachwelt überschüttete. In richtiger Schätzung seines gewaltigen Wirkens haben ihn die abendländischen und morgenländischen Völker zum würdigen Gegenstand ihrer Sagen und Dichtungen erwählt und dadurch zugleich ihrer Sehnsucht nach dem Wiedererscheinen eines ähnlichen Helden Ausdruck gegeben.

Die Einigung Griechenlands war allein schon ein großes und ruhmreiches Werk, doch weit bedeutungsvoller war die Eroberung des Perserreiches. Dieses einst blühende und wohlgeordnete Reich, das zahlreichen Völkern die lang entbehrte Ruhe und Sicherheit gewährt hatte, war unter den unfähigen und despotischen Nachfolgern des Kyros und Dareios in so tiefen Verfall geraten, daß es beinahe den älteren orientalischen Reichen glich. Schandbare Greuelthaten am Hofe und in den Provinzen, zahlreiche Aufstände der Satrapen, grausame Ausbeutung der Unterthanen, Vernachlässigung der früher gut geübten Rechtspflege und eine Menge anderer Mißstände waren sichere Zeichen der unaufhaltsam fortschreitenden Auflösung der Reichseinheit. Die Völker des Orients schienen ohne Rettung in die entsetzlichen Zustände zurückzusinken, unter denen sie früher geseufzt hatten. Der bevorstehende Zerfall des Perserreiches in

viele Herrschaften hätte wieder eine Reihe blutiger Kriege in allen Gegenden eröffnet und vielleicht den ganzen Orient in die tiefste Barbarei zurückgeworfen. Alexander wurde der Retter des Orients. In einem kurzen, an ruhmreichen Erfolgen und Heldenthaten einzig dastehenden Kriege besiegte er die persische Dynastie und machte sich zum Beherrscher des ausgedehnten Reiches. Ein würdiger Nachfolger des Kyros, bewies er sich als Regent ebenso groß wie als Kriegsmann.

Wie früher durch die persischen Arier, so wurde jetzt durch die macedonischen und griechischen Arier der Orient erneuert. Und diese zweite Erneuerung war nachhaltiger als die erste, besonders hinsichtlich des Wachstums der Bildung und Gesittung. Das Semitentum, in welchem das Persertum bald nach errungenem Siege fast ganz untergegangen war, wurde von neuem mächtig zurückgedrängt, die griechische Sprache, Art und Kultur breitete sich im Orient aus. Es war der erste große Sieg Europas über Asien, nicht bloß durch Kriegskunst und Tapferkeit, sondern auch durch die Überlegenheit der Bildung und Gesittung errungen.

Alexander der Große war in griechischer Erziehung und Bildung aufgewachsen, er sprach, dachte und fühlte griechisch, seine Begeisterung für alles Edle und Schöne war echt griechisch. Er war gleichsam die Verkörperung des griechischen Geistes und verschaffte durch seine Thatkraft der griechischen Kultur die großartigsten Triumphe. Schon auf seinem Eroberungszuge durch das persische Reich wirkte er höchst segensreich durch die planmäßige

Gründung schöner und großer Städte, worin ihn kein früherer oder späterer Eroberer und überhaupt kein Fürst der Erde übertroffen hat. Er behandelte die Besiegten mit Milde und Großmut, zügelte die Wut seiner Soldaten, schonte die erstürmten Städte und machte die ganze Kriegführung so menschlich, als die damaligen Verhältnisse gestatteten. Wie einst dem Kyros, huldigten ihm die meisten Völker freiwillig und verehrten ihn als ihren Befreier und Beglücker. Es gelang ihm wie keinem Zweiten die ungeheuren Hilfsquellen des Orients ans Tageslicht zu fördern und nutzbar zu machen. Handel und Verkehr nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Neue Straßen wurden in allen Ländern gebaut, die Kanäle ausgebessert und vermehrt, Forschungsreisen unternommen, um die Gestaltung der Meeresküste oder den Lauf wichtiger Ströme zu erkunden oder unbekannte Gebiete dem Verkehr zu erschließen. Künste und Wissenschaften fanden in Alexander einen überaus eifrigen und über die Maßen freigebigen Gönner. Er hatte eine hohe Auffassung von dem Beruf eines Herrschers und suchte als Zögling einer aufgeklärten und edlen Philosophie in den beherrschten Ländern nicht bloß Frieden, Recht und Wohlstand, sondern auch Bildung, Freude und Glück zu verbreiten. Glänzende und fröhliche Feste, an welchen Tausende von Künstlern mitwirkten, begleiteten seine Züge durch Asien. Die wenigen Jahre seiner Regierung bezeichnen einen gewaltigen Fortschritt der Menschengeschichte, eine vollständige Umwälzung der gesellschaftlichen Zustände des Orients schien sich vorzubereiten.

In dem glänzenden Leben dieses wunderbaren Mannes fehlt nicht das tragische Moment. Seine Laufbahn stellt den Sieg des edlen, freien, schönen Griechentums über den viel tiefer stehenden Orient dar. Aber wie die schlimmen Mächte des letzteren das edle Persertum allmählich vernichtet hatten, so griffen sie bereits in das Leben Alexanders mit verderblichem Erfolg ein. Er wurde zeitweise erfaßt von einer unbezwingbaren Hinneigung zu orientalischen Gebräuchen und Anschauungen, er widerstand nicht den Lockungen der asiatischen Sittenlosigkeit, ein Übermaß des Genusses zerstörte seinen jugendlichen Körper. Sein früher Tod war vielleicht das größte Mißgeschick, das den Orient je betroffen hat.

Dennoch war der nachwirkende Einfluß seiner Thätigkeit außerordentlich groß. Der Orient zerfiel zwar wieder in mehrere Monarchieen, aber das Verhältnis derselben zu einander war ganz anders als in den früheren Jahrhunderten. Es entstand zum erstenmal auf asiatischem Boden ein Staatensystem, das mit den europäischen Staatensystemen des Mittelalters und der Neuzeit manche Ähnlichkeit hat. Die Staaten der Diadochen befehdeten sich zwar oft in blutigen Kämpfen, aber die Kriegführung artete nie in die Barbarei aus, womit sich die älteren Reiche des Orients bekämpft hatten. Völkerrechtliche Grundsätze kamen zur Geltung wie in Europa. Es war die hellenische Kultur, die jetzt den Orient auf eine höhere Stufe hob. Das Herrscherhaus der Seleukiden, die den größten Teil von Alexanders Reich errungen hatten, machten gewaltige

Anstrengungen, durch Ansiedelung von Griechen, Gründung von Städten, Anlage von Verkehrsstraßen einen neuen Kulturstaat auf griechischer Unterlage zu gründen. Und noch besser gelang dies den Ptolemäern in Ägypten, dessen Hauptstadt Alexandria als Sitz griechischer Bildung und Gelehrsamkeit sogar die Städte des Mutterlandes überflügelte. Nie war der Orient blühender als in den Jahrhunderten, die dem Zeitalter Alexanders des Großen folgten. Der Hellenismus hatte zwar beständig einen harten Kampf zu führen gegen das orientalische Wesen, ja er unterlag zuletzt in diesem Kampfe: dennoch bleibt seine tiefgehende und langdauernde Einwirkung auf den Orient eine der großartigsten Erscheinungen der allgemeinen Kulturgeschichte. —

Trotz aller Rückfälle zeigt die Geschichte des Altertums eine fortschreitende Entwicklung. Das Streben nach Vervollkommnung des Menschengeschlechts offenbart sich bei den einzelnen Völkern in verschiedener Richtung. Der politischen Schwäche der kulturmächtigen Griechen kam die kriegerische Kraft der Macedonier zu Hilfe. In dem Volke der Römer vereinigte sich politische und kriegerische Kraft.

Um dieselbe Zeit, da Alexander den Orient seinem Scepter unterwarf, beschritt in der Mitte der italienischen Halbinsel ein den Macedoniern ähnliches Volk die Bahn der Eroberung. Während bisher der östliche Teil des Mittelmeers den Schauplatz der geschichtlichen Bewegung bildete, entwickelte jetzt in Italien ein kernhaftes Volk eine so außerordentliche Thatkraft, daß bald das Schwergewicht

der Geschichte nach diesem schon von der Natur zu einer beherrschenden Stellung bestimmten Lande rücken mußte. Nicht so rasch und stürmisch wie die Macedonier gelangten die Römer zur Gründung eines Weltreiches, aber sie machten ihre Schöpfung in langsamem Vorwärtsschreiten um so fester und dauerhafter.

Das römische Volk, von einer Reihe fast ebenso kriegstüchtiger Volksstämme umgeben, hatte ein gehäuftes Maß von Drangsalen und Prüfungen zu bestehen, ehe es seine Ausbreitungskraft mit Erfolg entfalten konnte. Schon in den ersten Zeiten seiner Geschichte bewies es eine ungewöhnliche Begabung für politische und militärische Dinge und zeigte sich erfüllt von dem edlen Bewußtsein seines hohen Berufes, aber während mehrerer Jahrhunderte scheiterten an der Ungunst der Verhältnisse alle Versuche zur Erweiterung seines Machtgebietes. Das unerschütterliche Festhalten an dem Ideale verlieh dem Charakter der Römer die eiserne Festigkeit und Standhaftigkeit gegenüber den größten Mißgeschicken. Erst im Zeitalter Alexanders des Großen schlug die Herrschaft Roms über die Nachbarvölker feste Wurzeln. Die Anlage militärischer Stationen in den eroberten Gebieten und die Zuteilung des Ackerlandes an römische Bürger waren vortreffliche Mittel zur stetig wachsenden Ausdehnung des Staates.

Die Kolonisation erzeugte zu allen Zeiten segensreiche Fortschritte und merkwürdige Umwandlungen. Im Altertum erscheinen ihre Wirkungen fast noch großartiger als in der Neuzeit, zumal wenn man auf die geringe

Zahl und Stärke der kolonisierenden Völker blickt. Bloß die Phönizier, Griechen und Römer, ursprünglich sehr kleine Völker, haben sich als Kolonisatoren hervorgethan. Die Phönizier besaßen zwar großen Unternehmungsgeist und gründeten Handelsplätze und Städte in weit entfernten Ländern, aber ausschließlich von der Begierde nach Geldgewinn angespornt, brachten sie es, abgesehen von Karthago, nicht zu dauernden Schöpfungen und zeigten kein Geschick, ihre Eigenart den Eingeborenen der besiedelten Länder einzupflanzen. Viel erfolgreicher waren die Kolonieen der Griechen. Es ist staunenswert, wie mächtig dieses zuerst so unbedeutende Volk im Laufe einiger Jahrhunderte sich ausbreitete, wie aus kleinen Anfängen eine griechische Welt entstand und wie tiefe Spuren der griechische Einfluß überall hinterließ. Nur der Mangel politischer Einheit hinderte noch größere Erfolge. Die Römer waren frei von diesem Fehler und errangen deshalb in der Kolonisation die Palme.

Die Umwohner und Gegner Roms, die Latiner, Etrusker, Samniter, waren fast ebenso kriegstüchtig und freiheitslustig wie die Römer. Aber diese zeigten sich sogar den vereinigten Feinden weit überlegen durch zielbewußtes Vorgehen, durch gereifte Staatsklugheit, durch unbeugsame Standhaftigkeit. Sie standen an Bildung tief unter den damaligen Griechen, dagegen hoch über diesen durch unverdorbene Sitten und edle Charakterzüge. Die römischen Geschichtsbücher gestatten uns einen hinlänglich sichern Einblick in die Urzeit des Römertums: wir erkennen deutlich schon an den Stammvätern die

wackere Lebensführung, den großherzigen Charakter, den menschenfreundlichen Sinn. Die Römer dachten an Eroberung, aber sie führten ihre Kriege nicht einmal in der Urzeit mit der Roheit und Grausamkeit der Orientalen. Die Urgeschichte lehrt überall, daß an sittlichen Vorzügen die Arier den übrigen Rassen vorangehen. Die Arier hatten stets ein starkes Gefühl für die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit der Menschen und trieben den Nationalitätenhaß nie so weit wie die Orientalen. Bei den Römern treffen wir sogar ein auffallend geringes Maß nationalen Dünkels, der noch bei den Griechen in ziemlich starkem Grade hervortritt. Durch menschliche Kriegführung und milde Behandlung der überwundenen Völker erwarben sich die Römer überall Achtung und Zuneigung. —

Zur Behauptung der Eroberungen diente ein ebenso klug als menschenfreundlich ausgesonnenes System in der Zuteilung von Rechten und Gunstbezeigungen. Es findet sich in der römischen Geschichte kein Beispiel, daß ein besiegtes Volk in der Weise geknechtet wurde, wie die Spartaner mit den Messeniern verfuhren, die bekanntlich in Heloten oder Staatssklaven verwandelt wurden. Die Römer gewährten vielmehr den Unterworfenen meistens ein hohes Maß von Freiheit, oft sogar die volle Selbstverwaltung der Städte und Landschaften und legten ihnen nur einen kleinen Teil der Staatslasten auf. Allerdings besaß nur der Römer das volle Bürgerrecht, das zur Mitregierung des Staates berechtigte, aber auch der Nichtrömer konnte sich dasselbe durch Verdienste erwerben, und in der That

entbrannte von Anfang an ein reger Wetteifer zu seiner Erlangung. Die römische Republik hatte wenig Ähnlichkeit mit dem modernen Staat, der seine Angehörigen mit zahllosen Gesetzen einschränkt, sie hatte vielmehr das Bestreben, den Bürgern möglichst große Freiheit zu geben und vor allem den guten Sitten die Wahrung der Ordnung zu überlassen. Der ehrenhafte Charakter der Römer schuf dem Staatswesen eine festere Grundlage als der Zwang der Gesetze. Zugleich waren die römischen Gesetze so sehr der Ausfluß der herrschenden Moral, daß sie lange Zeit nicht als drückende Last empfunden wurden.

Langsam errang Rom die Herrschaft über Italien, aber ungemein rasch und fest wurzelte das Römertum in den eroberten Gebieten ein. Das sicherste Zeichen der geistigen und sittlichen Stärke eines Volkes ist die Ausbreitung seiner Sprache. Die römische Sprache breitete sich in wenigen Jahrzehnten über Italien aus und wurde bald die Rivalin der griechischen Sprache. Einige Volksstämme, wie die Etrusker, waren an Abstammung, Sprache und Sitten sehr verschieden von den Römern, trotzdem gingen sie vollständig im römischen Volkstum unter und hinterließen kaum erkennbare Spuren ihres Daseins. Die Völker Italiens schmolzen zu einem einzigen Volke zusammen.

Als Rom die Herrschaft über Italien gewonnen hatte, trat es sofort als wichtiges Glied in das Staatensystem ein, das damals der politischen Welt ein neues Aussehen gab. Das mittelländische Meer trennte und verband die aufeinander eifersüchtigen Staaten. Im

Osten die Reiche Macedonien, Syrien und Ägypten, im Westen das handelsmächtige Karthago und das aufstrebende Rom. Neben diesen Großstaaten eine Reihe kleinerer Staatswesen, die sich durch die Eifersucht der Großmächte und durch ihre eigene kluge Politik behaupteten. Die damalige Staatenwelt hat große Ähnlichkeit mit dem gegenwärtigen Europa. Überall politische Nebenbuhlerschaft und dazwischen wieder eifrige Bestrebungen, das Wechselverhältnis der Staaten durch Verträge, Gesandtschaften, Geschenke freundlicher zu gestalten und dem Verlangen der Völker nach Frieden und Sicherheit entgegenzukommen. Die Politik richtete Schranken zwischen den Völkern auf, andere Interessen und Bestrebungen gingen auf Annäherung und Verschmelzung der Völker. Der auf Einigung gerichtete Zug ist um so merkwürdiger, als die Unterschiede und Gegensätze zwischen einzelnen Völkern bedeutend größer waren als in der Gegenwart. Römer und Griechen waren zwar verwandt als Zweige des arischen Völkerstammes und hatten mannigfache Berührungspunkte in Sitten und Anschauungen, dennoch bestand zwischen ihnen, hauptsächlich infolge der Kleinheit der damaligen Verkehrsverhältnisse, eine größere Kluft als heute zwischen den entferntesten Kulturvölkern. Noch bedeutender war der Unterschied zwischen den Griechen und den ihrer Herrschaft unterliegenden Völkern des Morgenlandes. Am größten war jedoch der Gegensatz zwischen Karthago und den anderen Großmächten. Das Semitentum schien sich für die Niederlagen, die es in den letzten Jahrhunderten durch die Arier erlitten hatte,

durch die Schöpfung des karthagischen Reiches entschädigen zu wollen. In Karthago konzentrierte sich die semitische Kultur mit allen ihren Eigentümlichkeiten und Auswüchsen, mit ihrer ganzen Feindseligkeit gegen europäische Einflüsse. Den Phöniziern hatten die Griechen viele Gebiete abgerungen, aber gegen die Karthager, die Abkömmlinge der Phönizier, vermochten sie wenig auszurichten. Die Römer übernahmen den Kampf mit diesem Volke, dessen unbegrenzte Habgier und Herrschsucht ohnehin eine beständige Gefahr für den Völkerfrieden bildete.

Auch ohne das Streben der Römer nach Ausbreitung ihrer Herrschaft hätte es zum Kampfe mit den Puniern kommen müssen. Der afrikanische Handelsstaat hemmte nach jeder Richtung den Fortschritt der Menschheit und zeigte sich unfähig zum Eintritt in den europäischen Kulturkreis. Es war die Aufgabe der Römer, dieses den ganzen Umkreis des mittelländischen Meeres beunruhigende Volk niederzuwerfen, und sogar die Vernichtung desselben war eine Notwendigkeit, da es auch nach wiederholt erlittener Niederlage in seinem feindseligen Trotze beharrte. Erst die Zerstörung Karthagos brachte den Anwohnern des mittelländischen Meeres die ersehnte Ruhe und ermöglichte den Römern, bereits den afrikanischen Erdteil in das Bereich ihrer ansiedlerischen Thätigkeit zu ziehen.

Ein Land nach dem anderen wurde dem römischen Reiche einverleibt. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christus waren die Römer bereits die Beherrscher fast des ganzen Mittelmeergebietes. Es gab nunmehr eine einzige Großmacht in der Geschichte —

Rom. Man wird die Römer von Eroberungslust und Herrschsucht nicht freisprechen, dennoch ergiebt eine unbefangene Betrachtung der aufeinander folgenden Kriege, daß meistens die zwingende Macht der Verhältnisse den Waffenkampf herbeiführte. Wie einem unwiderstehlichen Gesetze gehorchend, zogen die Römer den Kreis ihrer Herrschaft immer größer. Sie traten als Nachfolger Alexanders des Großen auf und konnten als starkes Volk in mehreren Generationen die Idee eines Weltreiches besser verwirklichen als ein einzelner Mensch.

Die früheren Großstaaten Macedonien, Karthago, Syrien und Ägypten, viele Kleinstaaten und halbbarbarische Gebiete wurden römische Provinzen. Aus vielen Gemeinwesen bildete sich ein einziger Organismus. Weitgedehnte Länder mit ungefähr zweihundert Millionen Bewohnern gehorchten den Gesetzen eines einzigen Staates. Unendlich viele Kriege wurden durch dieses Weltreich verhütet, die Völker lebten in seinen Grenzen friedlich zusammen und verschmolzen miteinander. Am meisten wurde der Verschmelzungsprozeß durch die Ausbreitung des römischen Volkstums gefördert. Wie früher Italien römisch geworden, so erhielten allmählich andere Länder römischen Charakter. Einen festen Kitt der Massen bildete das gleichförmige Recht, das von den Römern besser ausgebildet wurde als von irgend einem Volke der früheren oder späteren Zeit. Zum erstenmal in der Geschichte vollzog sich die Ausbreitung eines einheitlichen Volksrechtes, das, aus guten Sittengrundsätzen hervorgegangen, auf die Sonderart der Völker ausgleichend

und versöhnend wirkte und die allgemeine Moral der damaligen Menschheit ohne Zweifel auf eine höhere Stufe hob.

Auch die bedeutenden Völker haben, wie die bedeutenden Menschen, ihre großen Fehler. Die letzteren treten in der Geschichte des römischen Volkes deutlich genug an die Oberfläche. Von dem Zeitpunkte an, da Rom durch die Siege in Afrika, auf der Balkanhalbinsel, auf der pyrenäischen Halbinsel die Weltherrschaft erstritten hatte, zeigen sich die Spuren einer beginnenden Erschöpfung und Verschlechterung des echten Römertums. Manche Geschichtschreiber widmen dem beginnenden und fortschreitenden Verfall des Römertums überaus eindringende Untersuchungen und lassen sich durch die unausgesetzte Betrachtung der Mißstände zu ungerechten Urteilen hinreißen. Gewiß sind viele Ausschreitungen der Römer, die besonders in den späten Jahrhunderten vorkommen, im höchsten Grade verdammenswert, aber gegenüber der weltgeschichtlichen Größe des römischen Reiches fallen seine Mißstände wenig ins Gewicht.

Das römische Weltreich ist die größte Schöpfung des Altertums, ja der gesamten bisherigen Geschichte. Nie wieder ist eine kleine Stadtbevölkerung zu solcher Höhe emporgestiegen, nie wieder hat ein Volk den Gang der Geschichte und Kulturentwickelung so mächtig und nachhaltig beeinflußt. Wie Alexander der erste unter den Fürsten ist, so sind die Römer das erste unter den Völkern. Im Laufe der Zeiten entstanden Reiche von größerer Ausdehnung und mit stärkerer Bevölkerung, aber keines füllte mehrere Jahrhunderte so vollständig aus wie das römische Reich.

Unter dem Schutze dieses Weltreiches machte die Kultur große Fortschritte. Es ist wahr, daß die Römer an geistiger Regsamkeit und künstlerischer Begabung den Griechen weit nachstanden und den idealen Höhen fern bleiben mußten, auf welche Äschylos, Phidias, Platon das athenische Volk gehoben hatten. Den Griechen bleibt der Ruhm, die höchste Spitze der antiken Kultur erklommen zu haben. Aber den Römern fällt das nicht unbedeutende Verdienst zu, den größten Teil der griechischen Kulturerrungenschaften in sich aufgenommen und mit gewaltiger Macht verbreitet zu haben. Seitdem sie mit den Griechen in Berührung kamen, lernten sie von denselben, und nachdem sie Griechenland zu ihrer Provinz gemacht hatten, waren sie noch eifriger bedacht, der griechischen Kultur freie Bahn in allen Ländern zu schaffen. Römisches und griechisches Wesen wuchsen auf verschiedenen Punkten zusammen, so daß wir uns gewöhnt haben, das griechisch-römische Kulturleben als ein geschlossenes Ganzes aufzufassen und als klassisches Altertum zu bezeichnen.

So groß die Römer in der Staatskunst waren, so machte ihnen doch ein Teil der inneren Politik, besonders die Verfassungsfrage, fast ebenso viel zu schaffen wie den griechischen Staaten. Die Entwicklung der römischen Verfassung nahm einen gewundenen Gang, wobei mancher Fehltritt verderbliche Folgen hatte. Im letzten Jahrhundert wurde die Verfassungsfrage immer vordringlicher. In dem Mangel einer friedlichen und befriedigenden Lösung derselben ist wohl das größte Gebrechen des

römischen Reiches zu erkennen. Die gewaltsamen Lösungsversuche auf dem Wege der Bürgerkriege bezeichnen einen starken Rückgang der politischen Befähigung der Römer. Der Absolutismus, der schließlich aus den Bürgerkriegen hervorging, war eine dieses freiheitsliebenden Volkes unwürdige Verfassungsform. Durch die Aufrichtung der absoluten Monarchie wurde die Wohlfahrt der Bürger zu einem beträchtlichen Teile von dem Charakter der Regenten abhängig. Unter edlen und tüchtigen Kaisern lebte die Bevölkerung des großen Reiches in beneidenswertem Glücke, unter unfähigen und lasterhaften Kaisern traten Störungen aller Art hervor. Während eines außerordentlich langen Zeitraumes überstand der Bau des Reiches alle Stürme, so fest und stark erwiesen sich seine Grundmauern und Stützpfeiler.

Viertes Kapitel.

Die Völkerwanderung und Karl der Große.

In aufsteigender Entwicklung verläuft die Geschichte des Altertums. Auf die mangelhafte Staatenbildung der orientalischen Urzeit folgt die persische Monarchie, die einen beträchtlichen Fortschritt des politischen Lebens darstellt. Höher steht das macedonische Weltreich und der daraus entstandene Staatenverein, am

höchsten das zuletzt auftretende und fast alle Staatenbildungen der Vergangenheit zusammenfassende Weltreich der Römer. Ebenso fortschreitend und vielfach die Staatsbildung fördernd, entwickelt sich die Kultur. Die kleinen Kreise der anfänglichen Kultur erweitern sich allmählich, die orientalischen Völker müssen aus ihrer Abgeschlossenheit heraustreten, die großartige Kultur der Griechen breitet sich mächtig aus, siegt über den Orient und durchdringt das römische Reich.

Die Perioden großen Wachstums und Aufschwungs wechseln naturgemäß mit Zeiten des Stillstandes und der Entkräftung. Die Geschichte ruht manchmal von gewaltigen Anstrengungen aus, um neue Kräfte zu noch größeren Schöpfungen zu sammeln. Im Leben der einzelnen Menschen sind es Monate oder Jahre, in welchen die natürliche Entwicklung durch Erschöpfung und Krankheit gehemmt wird; im Leben der Völker sind es Menschenalter oder Jahrhunderte, in denen Ohnmacht an Stelle der Kraftentfaltung tritt; im Leben der Menschheit kann die Zeit der Schwäche sogar ein Jahrtausend währen. Das sogenannte Mittelalter kann als ein solches Jahrtausend der Schwäche aufgefaßt werden. Denn sowohl in der Staatsentwicklung als auch in der Kultur blieb es hinter der letzten Periode des Altertums beträchtlich zurück.

Gleichwohl wirken auch in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters die Kräfte fort, die das geschichtliche Leben von Anfang an beherrschen. Es war nicht möglich, daß die Menschheit wieder in den Zustand zurücksank, in

welchem sie bei Beginn des Altertums gewesen war. Das Mittelalter ruhte zu einem ansehnlichen Teile auf dem Altertum selbst, so sehr es auch mit diesem nach verschiedener Richtung hin im Kampfe lag. Es war gleichsam eine gewaltige Reaktion gegenüber den Bestrebungen und Schöpfungen des Altertums und mußte dennoch vielfältig in die Bahnen dieses unduldsam bekämpften Zeitalters einlenken.

Zur inneren Auflösung des römischen Weltreiches trugen orientalische Einflüsse ziemlich viel bei. Im letzten Jahrtausend des Altertums hatten die Arier die Führung in der allgemeinen Geschichte übernommen und glänzende Siege über den Orient davongetragen. Aber dieser wollte den Kampf gegen den übermächtigen Occident nicht aufgeben. Er hatte sich schon an den Griechen dadurch gerächt, daß er seit uralter Zeit der aufblühenden und reifenden Kultur derselben die östliche Sittenlosigkeit und Verderbtheit beimischte. Er rächte sich in gleicher Weise an den Römern. Seitdem diese im Osten siegreich sich ausbreiteten, machte der Sittenverfall unter den Welteroberern reißende Fortschritte. Auch orientalische Einrichtungen und Anschauungen drangen in den Westen ein und übten einen wohl bemerkbaren Einfluß.

Selbst die Regierung und Verfassung des römischen Reiches geriet unter die Einwirkung orientalischer Ideen. In der Verwaltung der Provinzen ahmte mancher Statthalter die asiatischen Großen nach, die sich durch drückende Steuern und Erpressungen bereichert hatten. In die Verfassung Roms drang jener Absolutismus ein, der

seit den frühesten Zeiten dem Orient eigentümlich ist. So sehr die Aufrichtung der Monarchie nach den Wirren der Bürgerkriege ein Segen für das römische Reich war, so schwanden doch alle Vorteile der Alleinherrschaft dahin, so oft diese in Despotismus und Tyrannei ausartete. Mancher Imperator gleicht vollständig einem orientalischen Despoten. Wie die ägyptischen und assyrischen Selbstherrscher wollten diese römischen Kaiser als Götter betrachtet und verehrt werden. Unter Diokletian wurde sogar das orientalische Ceremoniell am kaiserlichen Hof eingeführt, und seit dieser Zeit sank der römische Charakter immer tiefer.

Weit wichtiger waren die religiösen Ideen, die aus dem Orient in das römische Reich eindrangen. Die außerordentliche Duldsamkeit, welche die Römer lange Zeit allen fremden Religionen entgegenbrachten, hatte zur Folge, daß die Propaganda orientalischer Kulte auch im Abendlande große Fortschritte machte. In Rom selbst hatten fast alle Religionen des Ostens ihre Gemeinden. Unter diesen gewann bekanntlich die aus dem Judentum hervorgegangene Christengemeinde im Laufe weniger Menschenalter eine gewaltige Verbreitung. Vielleicht am meisten kam ihr zu statten, daß die römischen Kaiser, zeitweise die in der Regel geübte Duldsamkeit aufgebend, die orientalischen Religionsideen mit orientalischem Fanatismus bekämpfen zu müssen glaubten. So geschah bei der Ausbreitung des Christentums eine doppelte Einwirkung des Orients auf Europa.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Christentums

ist oft und gründlich erörtert worden. Hier genügt ein kurzer Hinweis auf seine geschichtliche Notwendigkeit. Als mit der inneren und äußeren Auflösung des römischen Reiches die staatliche Kraft zur Verbindung der Völker versiegte, mußte die Religion an diese Aufgabe herantreten. Die Religion war bis dahin national gewesen und hatte besonders im Orient die Völker mehr entfremdet als genähert. Diese ihrem inneren Wesen widersprechende Eigenschaft mußte sie jetzt ablegen und in den Dienst der Menschheit treten. Ursprünglich hatte sie Familien und Horden vereinigt, dann Stämme zu einem Volke verschmolzen, jetzt sollte sie zwischen den Völkern ein dauerndes Band knüpfen. Sie erwies sich in letzterer Beziehung nicht so stark wie die staatliche Gewalt, aber sie wirkte immerhin mit bedeutendem Erfolg den auf Zerstörung und Auflösung gerichteten Kräften entgegen.

In einem orientalischen Landstrich, der bisher in der Geschichte gar nicht hervorgetreten war, lag die Geburtsstätte des Christentums. Der jüdische Stamm war in seinem Charakter nicht wesentlich verschieden von den übrigen Semitenvölkern, ja er schloß sich in seinem Kulturleben von der Außenwelt noch mehr ab wie diese und nährte beständig einen tiefgewurzelten Haß gegen alles Fremde. Um so merkwürdiger bleibt es, daß gerade hier die Religion der allgemeinen Menschenliebe entstand. Wollte der Orient endlich der Menschheit eine Entschädigung bieten für den grimmigen Völkerhaß, für die rücksichtslose Selbstsucht, für all die blutige Grausamkeit,

die er bisher geübt hatte? Wollte er sich aufraffen aus seiner Versumpfung und teilnehmen an der fortschreitenden Entwicklung des Menschengeschlechts? Aber freilich im Orient faßte das Christentum bei weitem nicht so festen Fuß wie in Europa. Zudem war es weder in seinen Anfängen, noch in seiner späteren Entwicklung frei von manchen engherzigen Lehren und Gebräuchen des Semitentums. Vornehmlich in inniger Berührung mit dem Griechentum machte es einen Läuterungsprozeß durch und erhob sich zur Religion der Humanität. Dieselbe Religion lehrten schon seit vielen Jahrhunderten die meisten Philosophen der Griechen, fanden aber wenig Anklang bei der Masse des Volkes, das den durch Poesie und Kunst verklärten Aberglauben nicht aufgeben wollte. Mit dem Verfall der Poesie und aller Künste fand auch eine Zersetzung der römisch-griechischen Götterlehre statt, und es stellte sich das Bedürfnis einer neuen Religion ein. Das Christentum schmiegte sich dem verfallenden Heidentum an und nahm vieles aus demselben in sich auf.

Im vierten Jahrhundert spaltete sich das römische Weltreich nach vielen Wirren in zwei Teile. Diese Zerreißung des großartigen Staatsbaues ist eines der traurigsten Ereignisse der Geschichte. Schon vorher war die Hauptstadt des Reiches von dem ersten christlichen Kaiser nach dem Osten verlegt worden. Auch dies geschah unter dem Drucke der orientalischen Einflüsse, die allmählich so stark wurden, daß der Schwerpunkt der Politik, wenn auch innerhalb der Grenzen des römischen

Reiches, wieder nach Osten rückte. Bald nach der Spaltung der Monarchie erfolgte der Zusammenbruch des weströmischen Reiches, wodurch das ganze Abendland in einen fast chaotischen Zustand gestürzt wurde. Im Osten führte die Reaktion gegen das Römertum zu einer gewissen Erstarkung des Griechentums, dessen beste Lebenskraft freilich schon längst erschöpft war. Was die Griechen in vielen Jahrhunderten nicht erreicht hatten, das entstand jetzt am Ende des Altertums und dauerte während des ganzen Mittelalters, ein griechischer Großstaat. So wenig dieser an innerer und äußerer Kraft dem alten Römerreich vergleichbar ist, er war doch für Europa eine starke Stütze und ein oft bewährtes Bollwerk gegen die von Osten anstürmenden Feinde. Der byzantinische Staat konnte als bedeutendster Rest des römischen Reiches die Überlieferungen der alten Welt besser bewahren, als dies das Abendland trotz vieler Anstrengungen vermochte.

Durch die Zerrüttung und Spaltung des römischen Reiches wurde die gewaltige Völkerwanderung befördert, die zu einer völligen Umgestaltung Europas führte. Die über die Länder hinflutenden Völkerwogen zerstörten den größten Teil der alten Kultur. Das oströmische Reich überstand zwar den Anprall der Barbaren, erlitt jedoch eine schwere Niederlage und wurde auf engere Grenzen beschränkt; das weströmische Reich wurde gänzlich niedergeworfen und zerstückt. Mit diesem Zerstörungswerk führten sich die Germanen in die Geschichte ein; aber es ist bewundernswert, mit welchem Eifer sie sich daran machten, aus den Trümmern neue

Gebilde zusammenzufügen. Sie strebten aus der Nacht der Barbarei empor und suchten sich römische Bildung anzueignen.

Hier zeigt sich wieder der Unterschied zwischen den Ariern und anderen Rassen. Auch asiatische Stämme, die Hunnen, nahmen teil an der europäischen Völkerwanderung; aber mochten diese auch noch so kühn und siegreich sich ausbreiten, ihr gewaltiges Reich schwand doch ebenso rasch dahin, wie es entstanden. Sie waren ohne Bildungstrieb und unfähig zur Aufnahme europäischer Kultur. Mit ihrer Zerstörungssucht und Zügellosigkeit waren sie für Europa eine furchtbare Geißel, die verderblichste aller Einwirkungen, die bis dahin Asien auf den Westen geübt hatte. Dieser Versuch der Gründung eines Weltreiches trägt den orientalischen Charakter, über welchen Europa sich längst erhoben hatte. Die Hunnen vermochten nur ein schwächliches Reich aufzurichten wie die Assyrer, Ägypter, Mongolen, ein aus wilder Habsucht und Grausamkeit geschaffenes Reich ohne inneren Zusammenhalt und ohne entwicklungsfähige Kultur. Europa atmete auf, als dieses furchtbare Joch gebrochen war.

Die arischen Völker dagegen strebten bald nach dem Zerstörungswerk, das sie angerichtet, zu dauerhaften Staatsbildungen. Einige gotische und germanische Stämme offenbarten sogar die höchste politische und gesellschaftliche Begabung, die man je an Naturvölkern wahrgenommen hat. Durch die Annahme des Christentums wurden die rohen Sitten der Eroberer gemildert. Die ersten Jahrhunderte des Mittelalters sind die Glanzzeit des Christentums, denn damals war sein Einfluß

auf die Völker und auf die geschichtliche Entwicklung am stärksten und großartigsten.

Mit Ausnahme der asiatischen Hunnen traten alle Völker, die damals auf dem Schauplatz der Geschichte eine Rolle spielten, in den Verein des Christentums ein. Um die Wichtigkeit dieser Thatsache zu schätzen, muß man sich das Chaos vergegenwärtigen, das entstanden wäre, wenn jedes Volk seine eigentümliche Religion behalten und fortgebildet hätte. Nicht unberechtigt ist ja die Annahme, daß unter den germanischen Völkern ursprünglich eine gewisse Gleichartigkeit der religiösen Vorstellungen bestanden habe. Aber wie die Sprachen auseinandergingen und sich vervielfältigten, ebenso hätten verschiedenartige Religionen entstehen müssen, wodurch eine neue Scheidewand zwischen den Völkern aufgerichtet worden wäre. Es hätte sich ein Zustand entwickelt wie im alten Orient, wo jedes Volk seine eigene Religion hatte. Die Verbreitung des Christentums war für Europa ein außerordentliches Glück. Mochten auch noch so viele Staaten entstehen, die sich oft genug in Feindschaft gegenüberstanden, das Christentum war immer das unzerreißbare Band, das alle verknüpfte. Mit Hilfe des Christentums rettete sich das Völkerrecht des klassischen Altertums in das Mittelalter hinüber, der barbarischen Kriegführung des Orientes blieb in Europa der Boden entzogen. Die Wut der kämpfenden Völker wurde durch die Scheu vor der gemeinsamen Religion beträchtlich gezügelt, und auf die Kriege folgten Friedensschlüsse, die ausnahmslos unter den Schutz der Religion gestellt

wurden und dadurch in vielen Fällen an Dauer gewannen. Die Lehrer der Religion ermahnten unermüdlich zur Liebe und Versöhnung der Menschen, das Christentum sollte nach dem Plane seines Stifters ein Reich des allgemeinen Friedens werden, eine Einigung der Menschheit in Ordnung und Genügsamkeit, ohne Krieg und Feindschaft, ohne Neid und Haß — aber freilich fehlte damals, wie später, gar viel, daß diese erhabene Idee verwirklicht wurde.

Im Christentum selbst entstand Zwietracht und Feindschaft. Zu seiner einfach edlen Morallehre gesellte sich eine ebenso mystische wie spitzfindige Theologie, die aus dem Trümmerfelde der alten Philosophie wie Unkraut hervorschoß. Bei den darüber ausbrechenden Streitigkeiten zeigte sich in erschreckender Weise der größte Fehler, den das Christentum aus seiner orientalischen Heimat mitgebracht hatte, die Unduldsamkeit. Die unheilvollen Folgen dieses Fehlers, von welchem sich die christliche Religion niemals freimachen konnte, ziehen sich durch die ganze Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit. Kaum hatte sich das Christentum machtvoll und segensreich ausgebreitet, so entstand unter seinen Priestern der heftigste Streit über Glaubenssätze, deren Unwert von vornherein jedem Vernünftigen klar sein mußte. Die Fortdauer des Zankes entfachte einen Fanatismus, der vor der Anwendung der grausamsten und schändlichsten Mittel nicht zurückscheute. Durch den Glaubenswahnsinn vieler Priester schien sich die Religion der Liebe manchmal in eine Religion des Zankes und

Hasses zu verwandeln. So glänzend die Entwicklung des Christentums in den Zeiten des niedergehenden Römerreiches und der Völkerwanderung war, sie wäre noch großartiger gewesen, wenn nicht schon das vierte Jahrhundert eine tiefgreifende Glaubensspaltung mit einem langen Gefolge erbitterter Kämpfe hervorgebracht hätte. Der geistige Zusammenhang der germanischen Völker wäre noch inniger geworden, wenn nicht der Gegensatz zwischen Arianismus und Katholizismus zu vielen Streitigkeiten geführt hätte. Später verursachte der Hader zwischen der römischen und griechischen Kirche einen großen Riß in der christlichen Welt. Die politische Trennung des Abendlandes und Morgenlandes war durch die Einheit der Religion ohne Zweifel einigermaßen gemildert worden, aber durch das Schisma wurde die Entfremdung vergrößert und bisweilen zu lang andauernden Feindseligkeiten gesteigert. Die beiden Kirchen wetteiferten in Unduldsamkeit gegeneinander und gegen Andersgläubige, und als die Machtansprüche des römischen Papsttums immer stärker hervortraten, war die Möglichkeit einer Versöhnung und Wiedervereinigung für alle Zukunft ausgeschlossen.

Während das arische Europa unter den Umwälzungen und Nachwirkungen der Völkerwanderung litt und sich in neuen Staatsbildungen mit Eifer und mit wechselndem Erfolg versuchte, raffte sich das asiatische Semitentum zu einer gewaltigen Kraftanstrengung auf, wohl der größten, die es je geleistet. Mit Sturmesschnelle verbreitete sich der Islam von Arabien aus über Vorder-

asien und Nordafrika, bedrohte von der pyrenäischen Halbinsel aus das christliche Europa. Er gründete auf den Gebieten des macedonischen und römischen Reiches ein neues Weltreich. Diese arabische Weltherrschaft mag abermals Zeugnis ablegen von dem die Geschichte beherrschenden Drange, immer neue und größere Staatengebilde hervorzubringen, aber sie trug wiederum einen so ausgeprägt asiatischen Charakter, daß sie an Bedeutung hinter den ähnlichen Schöpfungen der Römer und Griechen weit zurücksteht. Nur durch abnorme Steigerung und Überreizung der Religionsgefühle brachte der Orient die große Kraftanstrengung zustande. Bisher waren Großstaaten durch Kriegstüchtigkeit und Staatskunst gegründet worden, die arabische Herrschaft war vornehmlich ein Werk des religiösen Fanatismus. Die Unduldsamkeit des Islam war noch viel größer als die des Christentums. So tüchtig und edel Muhammeds Lehre in mancher Beziehung ist, die fanatische Unduldsamkeit ihrer Anhänger drängt alle Vorzüge zurück. Eine Religion, die durch Krieg, Mord und Greuel aller Art verbreitet wird, ist unwürdig ihres Namens. Nicht zu leugnen ist die Tapferkeit der arabischen Heere, ebenso unbestreitbar sind die Verdienste mancher Chalifen und Emire um die Hebung der Kultur, deren Glanz zeitweise das christliche Europa in Schatten stellte, aber durch die Überspannung und den Mißbrauch der Religion, die in der muhammedanischen Welt alles beherrscht, konnte der Menschheit kein dauernder Nutzen geschaffen werden. Der Fanatismus führte im Islam noch rascher als im Christen-

tum zu tiefgreifenden Spaltungen, und die Einheit des Reiches löste sich frühzeitig unter den im Orient üblichen Greuelthaten auf. Der muhammedanische Einfluß auf das mittelalterliche Europa wird von neueren Geschichtschreibern in der Regel überschätzt: eine weite Kluft trennte damals, wie früher, die Arier von den Semiten, deren Sondergeist und Abstoßungskraft überall hervortrat. Das arabische Weltreich stand fast ebenso wie das chinesische Weltreich außerhalb der wahrhaft geschichtlichen Entwicklung, und sein Untergang war nicht einmal für den Orient ein bedauernswertes Ereignis. Die Franken und Byzantiner, welche mit Heldenmut und Standhaftigkeit den Anprall der arabischen Heere zurückwiesen, haben die politische und geistige Geschichte Europas vor einem großen Rückschritte bewahrt.

Nachdem der Sturm der Völkerwanderung ausgetobt hatte, begann unter der Vorherrschaft der Germanen eine neue Staatenentwicklung. Das bedeutendste Reich wurde das der Franken, der mächtigste Regent war Karl der Große. Dieser Frankenkönig führt seinen Beinamen mit gleichem Rechte wie der macedonische Alexander; er war für das Mittelalter ebenso groß wie jener für das Altertum. Die Herrschaft Karls bezeichnet für die Geschichte Europas einen wichtigen Wendepunkt. Er brachte Ordnung in die verworrenen Verhältnisse des Zeitalters, vereinigte viele Völker zu einem geschlossenen Staatswesen, suchte Bildung und Gesittung zu verbreiten, das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften zu befördern, Recht und Religion zu festigen und empor-

zuheben. So groß diese Verdienste sind, noch bedeutsamer ist das hohe Ziel, dem er im letzten Abschnitt seiner ruhmvollen Regierung entgegenstrebte — die Erneuerung des römischen Kaisertums. Das hervorragendste Moment des Mittelalters war Karls Krönung zum römischen Imperator. Das Weihnachtsfest, an welchem dieser denkwürdige Vorgang vor dem Grabe des Apostels Petrus stattfand, war nach damaliger Rechnung der Beginn eines neuen Jahres, eines neuen Jahrhunderts: nach der Idee Karls sollte ein neues Zeitalter des Friedens und der Ordnung beginnen, das römische Weltreich mit seiner beherrschenden Stellung unter den Völkern der Erde wieder aufleben, die Allgewalt des Kaisertums sich über die königliche und fürstliche Macht erheben.

Die größten Männer der Geschichte waren Idealisten und erreichten in der Regel nur einen kleinen Teil von dem, was sie erstrebten. Karl der Große blieb weit von seinem Ziele entfernt. Das Wirrsal der damaligen Verhältnisse schuf unübersteigliche Hindernisse. Nicht geringe Schwierigkeiten bereitete der Anspruch der byzantinischen Kaiser, welche die Nachfolger der römischen Imperatoren zu sein behaupteten. Das Recht dieses Anspruchs ist zwar zweifellos, und das Unternehmen des Frankenkönigs ist kaum anders zu rechtfertigen, als daß man auf die Macht der geschichtlichen Ereignisse hinweist, welche den Germanen die Überlegenheit und Vorherrschaft in Europa, den Byzantinern die Verkümmerung und Schwäche ihres Reiches gebracht hatte. Karls eigene

Rechtfertigung war zweideutig und gefährlich, indem er ein zweifelhaftes Schutzrecht über Rom und die römische Kirche zu jener gewaltigen Erweiterung seiner Macht-ansprüche benutzte und die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes annahm, der kein Recht zu einer solchen Verleihung hatte. Trotzdem war es eine geschichtliche Notwendigkeit, daß der größte Mann des Mittelalters die größte Idee der Menschheit aufnahm, und wenn er auch keineswegs eine Weltherrschaft besaß, die dem alten Römerreich an Ausdehnung und Stärke ebenbürtig war, er mußte wenigstens den großartigen Gedanken des Altertums der Vergessenheit entreißen und die künftigen Geschlechter auf ein erstrebenswertes Ziel hinweisen. Die Abhängigkeit vom Papsttum hatte zwar verhängnisvolle Folgen, aber bei der Stärke der geistigen Strömung, die damals von der römischen Kirche ausging, konnte Karl, auch wenn er nicht selbst von dieser Strömung aufs stärkste ergriffen gewesen wäre, auf die Mithilfe des kirchlichen Oberhauptes nicht verzichten. Mit seinem stark ausgeprägten historischen Sinn, der einer seiner größten Vorzüge ist, suchte er bei allen Unternehmungen den engsten Anschluß an die bisherige Entwicklung und konnte die Erneuerung der römischen Kaiserwürde nicht besser den Zeitverhältnissen anpassen, als daß er sie unter den Schutz des mächtig aufstrebenden Papsttums stellte und für eine göttliche Einrichtung erklären ließ. Hätten seine Nachfolger das von ihm eingeleitete Werk auszubilden verstanden, so wären dem Mittelalter unzählige Kämpfe und Wirren erspart geblieben.

Eine fast wunderbare Erscheinung ist das tiefe Verständnis, das die mittelalterlichen Völker, sowohl Romanen als Germanen, der großartigen Politik Karls entgegenbrachten. Die Geschichtschreibung, die in der damaligen Zeit und noch viele Jahrhunderte fast ausschließlich von der Geistlichkeit betrieben wurde, stand auf niedriger Stufe und war unfähig zur Erfassung und Darstellung der großen Triebkräfte des Völkerlebens. Sogar die neuere Geschichtschreibung hat mitunter die Bedeutung Karls unterschätzt und seine Thaten und Pläne mit einem kleinlichen Maßstabe gemessen. Das Volk aller Länder dagegen hat von Anfang an das mächtige Wirken und Streben dieses Mannes vollständig begriffen und ihn vor allen andern Fürsten mit dem Beinamen „der Große“ ausgezeichnet. Es erkor ihn zu seinem in Sage und Dichtung gefeierten Liebling, da er selbst so tief in die Volksseele geblickt und die geheime Sehnsucht der Völker nach höherer Kultur und Staatsbildung so klar erkannt hatte. Unter den Wirrnissen trüber Jahrhunderte pflegte es mit treuer Liebe die Erinnerung an den großen Fürsten und schuf in wehmütiger Träumerei aus seiner Heldengestalt schließlich das Ideal eines christlichen Weltherrschers, der das Höchste nicht bloß erstrebt, sondern auch völlig erreicht hatte.

Auf das Zeitalter Karls des Großen folgte eine ähnliche Verwirrung und Zerrüttung wie auf das Zeitalter Alexanders des Großen. Eine böse Schicksalsmacht schien die Oberhand zu bekommen und an der Zerstörung eines den reichsten Segen versprechenden Werkes ihre

Freude zu haben. Karl selbst hatte nur die äußeren Umrisse der neuen Gesellschaftsordnung entwerfen können, aber seine Nachfolger zeigten sich ganz unfähig zum weiteren Ausbau seines Werkes. Die großen Ideen verschwanden unter dem Eigennutz und der Herrschsucht der Gewalthaber, das Reich spaltete sich in mehrere Teile, das Kaisertum sank zu einem Schatten herab. Unter den fortwährenden Streitigkeiten und Kriegen machte die Absonderung der Völker bedeutende Fortschritte, asiatische Horden schwärmten wieder verheerend durch die Länder, Europa sehnte sich vergebens nach der Wiederkehr eines Karl.

Fünftes Kapitel.

Papsttum und Kaisertum.

Der Verfall des Frankenreiches zerschnitt in politischer Beziehung die mitteleuropäische Völkergemeinschaft und wurde der Ausgangspunkt zur Bildung der neueren, in der Gegenwart noch bestehenden Staaten, deren wesentliches Prinzip seit einem Jahrtausend die Nationalität ist. Mit dem Niedergang der kaiserlichen Zentralgewalt trat nicht bloß zwischen Romanen und Germanen eine schärfere Scheidung ein, auch innerhalb dieser Völkervereine entstand eine größere Spaltung und Absonderung der einzelnen Stämme. Es bildeten sich neue Sprachen und neue Völker. Die nahe Verwandtschaft und die

gemeinsame Herkunft aller Arier geriet unter den Wirren dieses traurigen Zeitalters beinahe in Vergessenheit. Der politische Sondergeist wurde so mächtig, daß sogar die königliche Gewalt in den meisten Ländern immer schwächer wurde und fast jede Nation in viele Einzelstaaten zerfiel. Zahllose Kämpfe entstanden unter dieser Menge größerer und kleinerer, mehr oder minder selbständiger Fürstentümer und Gemeinwesen, und es entwickelte sich ein rohes Faustrecht, das fortwährend an der Zerstörung des wirklichen Rechtes arbeitete. Die größte Schuld an der politischen Zerrüttung und Zerfahrenheit des Mittelalters trägt die Selbstsucht und Unfähigkeit der Fürsten und Adeligen, die mit wenigen Ausnahmen kein Herz und kein Verständnis hatten für die Bedürfnisse und Gefühle des Volkes.

Es war nicht ein Verdienst jener herrschenden Stände, daß nach der Auflösung des fränkischen Reiches überhaupt eine nationale Entwicklung einsetzte und im Laufe der Jahrhunderte an Stärke gewann. Vielmehr waren es die Völker, die überall mit Zähigkeit an ihren Eigentümlichkeiten festhielten und dadurch trotz der politischen Zersplitterung größere Gesellschaftskreise darstellten. Freilich ohne den Zerfall des Frankenreiches wäre es zweifellos zur Bildung einer noch viel stärkeren Nation gekommen, deren Übergewicht nicht bloß für Mitteleuropa, sondern auch für die umliegenden Länder eine sichere Gewähr friedlicher und geordneter Entwicklung gewesen wäre. Aber auch die thatsächlich eingetretenen Verhältnisse lassen die Leistung des gegen die politischen

Sonderbestrebungen ankämpfenden Volksgeistes als sehr bedeutend erscheinen. Die Zahl der neu entstehenden Völker war viel geringer als die der Staaten. Besonders das Bürgertum der aufkommenden Städte wurde eine starke Stütze nationaler Empfindungen und lieh den höher strebenden Fürsten gern seinen Beistand.

Die Geschichte ist unerschöpflich an Hilfsmitteln zur Erreichung ihrer Zwecke. Nachdem sie im Altertum schon so Großes geschaffen, konnte sie nicht im Mittelalter ihre Ziele preisgeben. Der Beruf der Arier ist fortschreitende Entwicklung und Einigung ihrer Kräfte, und trotz aller Umwege und Rückschritte werden sie von der Geschichte nach dieser Bestimmung geleitet. Nach dem Sinken der fränkischen Kaiserwürde ging von Rom ein neuer Versuch zur Gründung einer Weltherrschaft aus. Das Papsttum wollte an die Stelle des Kaisertums treten und die Führung der Menschheit übernehmen.

Diese Priesterherrschaft gedieh bekanntlich zu solcher Größe, daß man sie als zweite Weltherrschaft Roms bezeichnen konnte. Sie ist eine der seltsamsten Erscheinungen der europäischen Geschichte und kann vielleicht erst nach Jahrhunderten richtig beurteilt werden. Sie hat gegenwärtig noch viele Verteidiger und Freunde, denen sie als Ideal einer menschlichen Gesellschaftsordnung gilt. Es ist wahr, daß sie ihre Berechtigung hatte wie überhaupt jede geschichtliche Erscheinung und daß sie im Streben nach Einigung der Menschheit erfolgreicher war als die Kaiserherrschaft. Die Geschichte des Papsttums weist eine lange Reihe höchst würdiger und hervorragender

Personen auf, während unter den weltlichen Fürsten nur die Minderzahl tüchtig und fähig war. Die Politik der Päpste hatte häufig einen wahrhaft großartigen Charakter und bewahrte Europa vor noch größerer Zerrüttung. Ein Gregor VII wird allen Unbefangenen stets als einer der größten Männer der Geschichte gelten. Die päpstliche Politik war aus den damaligen Verhältnissen hervorgegangen und oft von ersprießlichen Folgen begleitet. Doch was in den trüben Jahrhunderten des Mittelalters seinen Platz hatte und nützlich war, gereichte der fortschreitenden Menschheit zum Übel. Die Kraftsteigerung der Religion zur Begründung einer weltlichen Herrschaft steht im Gegensatz zum eigentlichen Wesen des Ariertums. Nach Auffassung und Bedürfnis der Arier soll die Religion stets eine geistige und sittliche Macht bleiben und in die weltlichen Angelegenheiten nicht allzu tief eingreifen. Die staatliche Entfaltung, in welcher die Hauptstärke der Arier liegt, soll durch die Religion nicht gehemmt werden. Nach orientalischer Auffassung dagegen steht das gesamte Leben der Menschen und Völker unter der unbeschränkten Herrschaft der Religion. Dieser orientalischen Vorstellung näherte sich offenbar die mittelalterliche Kirche. Es war wiederum eine starke Einwirkung des Orientes auf Europa. Die Religion, die aus dem Orient gekommen war, nahm unter dem Verfall der europäischen Kultur eine orientalische Entwicklung, der Stand der Priester strebte alles Denken, Thun und Lassen der Menschen unter seine Herrschaft zu beugen. Eine Theokratie sollte erstehen, wie sie in Israel bestanden hatte, eine Übermacht der

Religion, wie sie im Chalifenreich herrschte. Aus solchem Streben erwuchs immer stärker die orientalische Unduldsamkeit, die sich in grausamen Ketzerverfolgungen und Religionskämpfen äußerte.

Gegen die übertriebenen Ansprüche der Kirche mußte eine Reaktion eintreten. In der That empörte sich das Ariertum frühzeitig gegen die ihm fremde Priesterherrschaft, unter welcher zugleich der geistige und sittliche Gehalt des Christentums herabsank, die Romanen zeigten oft ihren Widerwillen, die Germanen leisteten einen offenen und langwierigen Widerstand. Die deutschen Könige erwarben sich durch die Eindämmung der kirchlichen Übermacht ein unschätzbares Verdienst; sie verbluteten sich in dem gewaltigen Ringen mit dem Papsttum, aber sie retteten Europa aus der drohenden Gefahr des völligen Versinkens in orientalische Zustände.

Karl der Große knüpfte an die römischen Imperatoren an, die deutschen Könige mußten an Karl den Großen anknüpfen. Wie kurzsichtig sind die Geschichtschreiber, die das aus wahrhaft geschichtlichem Sinne hervorgegangene Streben der deutschen Könige nach Wiederaufrichtung des Kaisertums als fehlerhaft und unheilvoll verurteilen. Der Geschichtschreiber muß stets über die Grenzen seines Vaterlandes weit hinausschauen und die Gesamtheit der Völker im Auge behalten. Freilich brachte die Politik der Kaiser während eines Zeitraumes von drei Jahrhunderten dem deutschen Reiche mannigfache Verluste und Niederlagen und hinderte namentlich die innere Entwicklung des deutschen Volkes.

So schmerzlich diese Nachteile für uns waren, sie verschwinden gegenüber der Gefahr eines alle Völker knechtenden und den Fortschritt der Kultur hemmenden Priesterstaates. Das Streben nach großen Zielen erfordert große Opfer: das deutsche Volk, das unter der Leitung weitsichtiger und heldenhafter Herrscher solche Opfer für die Gesamtheit der europäischen Völker brachte, hat Anspruch auf den Dank der Menschheit.

Darum verdient kein Fürst der deutschen Geschichte mehr den Namen „der Große" als der Sachse Otto I. Für die Einigung der deutschen Stämme und für die Begründung des Reiches hat wohl sein Vorgänger Heinrich mehr geleistet, er könnte deshalb ebenfalls jenen Beinamen beanspruchen. Aber das deutsche Volk erachtete die ausgreifende Weltpolitik Ottos für wichtiger und ruhmwürdiger als das vaterländische Wirken Heinrichs. Otto ist nächst Karl der bedeutendste Fürst des Mittelalters. Er versuchte fortzusetzen, was Karl begonnen hatte. Er mußte sich diesen zum Vorbild nehmen, um die Idee des Kaisertums dem Abendland zu retten. Diese Nachahmung macht ihn nicht kleiner, sondern größer. Die bedeutendsten Männer der Geschichte wandten sich nach Zielen, die schon andere vor ihnen erstrebt hatten. Die Verbindung von idealem Streben und historischem Sinn erzeugt die Größen des Welttheaters. Auf die Mitwirkung des Papsttums konnte Otto noch viel weniger verzichten als Karl; denn das Papsttum hatte sich bereits als Weltmacht befestigt, so sehr auch einzelne Vertreter desselben durch lasterhaftes Leben allgemeines Ärgernis

gaben. Ebenso notwendig war die Verbindung Italiens mit Deutschland; denn bei den damaligen Verhältnissen gewährleistete nur der Besitz Italiens den Bestand des Kaisertums.

Otto erreichte sein Vorbild so wenig, als Karl seine antiken Vorgänger einholte. Die Verhältnisse waren seit anderthalb Jahrhunderten noch ungünstiger geworden. Zudem hatten die Nachfolger Ottos eine zu kurze Regierungszeit, als daß sie das begonnene Werk festigen konnten. Immerhin bleiben die auf Hebung der Kaiserwürde gerichteten Bestrebungen der sächsischen, fränkischen und hohenstaufischen Herrscher würdig des höchsten Lobes und verdienen den ersten Platz unter den bemerkenswerten Strömungen der mittelalterlichen Geschichte. Der langwierige Kampf der deutschen Kaiser mit dem Papsttum ist vielleicht die großartigste Tragödie der Weltgeschichte. Das Kaisertum erlitt viele Niederlagen in diesem Kampfe, aber auch das Papsttum wurde oft aus seiner beherrschenden Stellung gedrängt und konnte seine letzten Ziele nicht erreichen.

Trotz aller Wirren und Kämpfe bewahrten die europäischen Völker das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit und versuchten dasselbe in eigenartigen Bewegungen und Schöpfungen zum Ausdruck zu bringen. So seltsame Erscheinungen die Kulturgeschichte des Mittelalters aufweist, sie bietet doch dadurch das größte Interesse, daß sie in allen Ländern den gleichen Entwicklungsgang nahm. Die Völker suchten sich in ihren Sitten zu nähern trotz der verschiedenen Sprachen und der politischen

Schranken. Sogar in der Ausartung der Sitten findet sich eine merkwürdige Übereinstimmung. Absonderliche Gebräuche und Ausschreitungen gingen so rasch von einem Volk zum andern über, daß kaum ihr Ursprung zu erforschen ist. Bei der Gleichartigkeit höherer Bestrebungen fiel beinahe die Scheidewand zwischen den romanischen und germanischen Völker. Ähnlich in Inhalt und Charakter waren die Sagen der verschiedenen Völker, noch ähnlicher die Werke der Dichter, die zumeist den mittelalterlich christlichen Geist, selten aber eine nationale Empfindung zum Ausdruck brachten. Die mittelalterliche Litteratur muß als ein Ganzes aufgefaßt werden; sie läßt sich nicht nach den Nationen in mehrere Teile zerlegen, da ihr innerer Zusammenhang größer ist als ihre örtliche Verschiedenheit. Noch geschlossener und einheitlicher ist die mittelalterliche Kunst: der altchristliche, romanische und gotische Stil trägt in seiner Entwicklung und Ausbreitung einen wahrhaft internationalen Charakter. International war nicht bloß das von der Kirche abhängige Mönchswesen, sondern auch das aus den staatlichen Einrichtungen hervorgegangene Rittertum. International waren insbesondere die größten Leistungen des Rittertums, die sogenannten Kreuzzüge.

Die größte Schwäche des Mittelalters war die politische Zerfahrenheit. Die staatliche Entwicklung geriet auf mannigfache Abwege und arbeitete dem Einigungsbestreben der Völker entgegen. Aus der staatlichen Verwirrung entsprang das Fehdewesen, das allen Ländern unsägliche Leiden brachte. Vergebens befahl die Kirche

den Gottesfrieden, vergebens erneuerten Kaiser und Reichsversammlung immer wieder das Gebot des Landfriedens, der hohe und niedere Adel war zu mächtig und selbständig, um sich von seinen Fehden und Raubthaten abbringen zu lassen. Dennoch brach auch im Adel das durch rohe Leidenschaften beinahe erstickte Gefühl der Zugehörigkeit zu einem höheren Organismus zeitweilig durch. Man ersieht dies besonders aus der Thatsache, daß der gesamte Adel von der Idee der Kreuzzüge erfaßt und zu einem internationalen Unternehmen angespornt wurde. Der erste Kreuzzug, der wichtigste und erfolgreichste von allen, war das Werk des Adels; erst später gelang es der Kirche, auch Könige und Kaiser zur Teilnahme an den abenteuerlichen Zügen zu bewegen.

Die Begeisterung für die Kreuzzüge erklärt sich nicht bloß aus der religiösen Schwärmerei jenes Zeitalters, sie hatte auch einen stark politischen Untergrund. Das europäische Ariertum empfand wieder das Bedürfnis, seinen alten Anspruch auf die Weltherrschaft geltend zu machen. Die erfolgreichen Vorstöße, welche die Araber und später andere Asiaten nach Westen machten, waren beschämend für Europa und das europäische Rittertum, das sich infolge seiner gleichartigen Entwicklung als geschlossener Stand zu fühlen begann. Die Kreuzzüge waren die Gegenwirkung der asiatischen Vorstöße. Sie bezweckten nicht allein die Eroberung des heiligen Landes, sondern überhaupt die Zurückdrängung der Asiaten und die Bekämpfung des Islam.

Ohne die Heldenthaten der Kreuzfahrer wäre Europa den feindlichen Einfällen noch viel mehr ausgesetzt gewesen. Europa konnte sich nur dadurch schützen, daß es selbst zum Angriff überging. Allerdings stellen sich die Kreuzzüge, wenn man sie einzeln betrachtet, als höchst abenteuerliche Unternehmungen dar, weil in der Regel ein fester Plan und eine sichere Leitung fehlte, und die gewaltigen Verluste an Menschenleben stehen in keinem Verhältnisse zu den kleinen und vorübergehenden Eroberungen, die auf dem fremden Erdteile gemacht wurden — trotzdem war die Gesamtheit der Kreuzzüge eine rühmliche Kraftanstrengung Europas zur Geltendmachung seines natürlichen Übergewichtes, eine politische Ermannung in großem Stile, eine thatkräftige Bestätigung der Zusammengehörigkeit der europäischen Völker.

Als das Zeitalter der Kreuzzüge zu Ende ging, nahm die politische Verwirrung in Europa noch mehr überhand. Es ermatteten die großen Ideen, die bis dahin das Völkerleben so stark beeinflußt hatten. Die Idee des die ganze Christenheit umfassenden und beherrschenden Kaisertums wurde durch die erfolgreichen Sonderbestrebungen der großen und kleinen Fürsten völlig zurückgedrängt. Besser behauptete sich das Papsttum, gleichwohl entfernte sich auch dieses immer weiter von dem Ziele der Weltherrschaft, das ohne den Kampf mit den Kaisern sicher erreicht worden wäre. Der Gedanke an gemeinsame Unternehmungen der christlichen Völker wurde aufgegeben, weil der unglückliche Verlauf

der letzten Kreuzzüge eine gedrückte Stimmung verbreitet hatte.

Die Zerrüttung Europas brachte wieder den Asiaten große Erfolge: Mongolen und Türken machten im Osten gewaltige Fortschritte und drohten, wie früher die Hunnen und Araber, der europäischen Kultur den Untergang. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert sind vielleicht die traurigsten Zeiten der europäischen Geschichte: während die Staaten des Westens in unaufhörlichen Kriegen sich zerfleischten, seufzte der größte Teil des Ostens unter dem Joche der mongolischen Horde, und die siegreich vordringenden Osmanen rissen von dem byzantinischen Reiche ein Stück nach dem andern ab, bis sie schließlich auch die Hauptstadt desselben in ihre Gewalt brachten. Aus diesen schlimmen Zeiten stammt ein großer Teil der Übel, an denen die Gegenwart krankt.

Damals bildete sich der Staatsbegriff aus, an welchem man heute noch zum Nachteil der Völker festhält, die Anschauung, daß der Staat ein durchaus selbstständiges und von keinem Gesetze abhängiges Wesen sei und in seiner Thätigkeit lediglich den Grundsatz des eigenen Nutzens anzuwenden habe. Diese Anschauung hat Berechtigung für einen Staat, der inmitten roher Völker um sein Dasein kämpft, wodurch er natürlich zu selbstsüchtiger Politik gezwungen ist. Sie hat auch eine Berechtigung für die arischen Staaten gegenüber den anderen Rassen, die beständig auf ihrer niederen Bildungsstufe verharren wollen und der Kulturbewegung

hemmend entgegentreten. Sie ist aber unberechtigt für Staaten, die in ihrem innersten Wesen einander gleich sind und seit Jahrhunderten demselben Kulturkreise angehören. Für Europa hatte die Entstehung und Ausbreitung jener Anschauung große Übel im Gefolge. Allerdings hatte sich auch der vorangegangene Feudalstaat schlecht bewährt, aber dieser blieb doch wenigstens seiner Idee nach in enger Verbindung mit der Idee der Völkergemeinschaft und strebte, wenn auch ohne Erfolg, nach Zusammenhang mit der Kulturentwicklung; der souveräne Staat dagegen suchte sich loszulösen von den übrigen Faktoren der Völkergeschichte und trachtete nach voller Selbständigkeit in jeder Beziehung. Gegen Ende des Mittelalters errang er im Kampf mit dem Feudalstaat einen vollständigen Sieg und arbeitete in der Neuzeit mit Erfolg an der Befestigung seiner Herrschaft.

Die Idee des souveränen Staates entsprang den verworrenen Verhältnissen des späteren Mittelalters. Sie erschien viel früher in der Praxis als in der Theorie. Die rücksichtslose Selbstsucht der Fürsten lag beständig im Streite mit dem Feudalismus und brachte diesen endlich zu Fall. Die Geschichte jedes europäischen Staates weist solche Fürsten auf, die mit Hinterlist und Gewalt den Sturz des Feudalstaates und die Begründung des selbstherrlichen Staates betrieben. Diese Fürsten erlangten ein ruhmreiches Andenken bei ihren Völkern und das Lob der Geschichtschreiber. Sie haben ohne Zweifel die Interessen ihrer Unterthanen in mancher Beziehung gefördert, doch nicht minder gewiß ist, daß sie

durch ihre arglistige und brutale Politik die Völkermoral und das Völkerrecht empfindlich geschädigt haben. Diesen großen Nachteil für die Gesamtheit der europäischen Völker hat die Geschichtschreibung leider zu wenig berücksichtigt.

Eine Theorie vom souveränen Staat kam erst lange nach der Entstehung desselben zum Vorschein. Das sittliche Gefühl der Schriftsteller sträubte sich gegen eine wissenschaftliche Rechtfertigung offensichtlicher Ausschreitungen. Die ersten Spuren einer solchen Rechtfertigung finden sich in den nationalen Chroniken, deren Verfasser die Beurteilung politischer Bestrebungen und Erfolge nicht umgehen konnten. Erst nach Ablauf des Mittelalters traten philosophische und politische Schriftsteller mit jener Theorie hervor. Der plötzliche Aufschwung der Wissenschaften in jener Übergangszeit trieb auch manchen krankhaften Auswuchs, manchen großen Irrtum an die Oberfläche. Vornehmlich an den Namen Macchiavelli knüpft sich die Lehre vom selbstherrlichen Staat. Dieser Politiker, der zugleich Historiker war, stützte seine Lehre auf die Geschichte und gab eine Politik in Beispielen. Aber ohne philosophischen Geist und sittliches Gefühl kann ein Politiker oder Historiker nicht zu wahrhaft wissenschaftlichen Ergebnissen gelangen. Erfahrung und Thatsachen schaffen einer Geisteswissenschaft keine ausreichende Grundlage. Indem Macchiavelli den Staat und das Staatsoberhaupt als völlig unabhängige und von allen Pflichten entbundene Wesen auffaßte und mit kurzsichtigem Auge in der

Politik und Geschichte keine sittlichen Kräfte wahrnahm, geriet er aus dem Gebiete der Wissenschaft auf bedenkliche Abwege und verkündigte Lehren, die jeden Menschenfreund mit Entrüstung und Zorn erfüllen müssen. Die Wissenschaft der Politik verwandelte er in eine teuflische Kunst. Freilich waren seine Lehren schon lange vor ihm in allen Teilen Europas in Anwendung gekommen.

Aber der unsittlichen Politik war bereits die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Abgesehen von der Selbstzerfleischung, unter welcher Europa in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters stärker litt als je zuvor, verursachten die erwähnten Einfälle der Mongolen und Türken dem Ariertum einen unermeßlichen Schaden. Durch die Gewaltherrschaft der Mongolen wurde die Entwicklung Rußlands um Jahrhunderte zurückgehalten; die Slaven, ebenso tüchtig und bildungsfähig wie die übrigen Arier, gerieten unter den asiatischen Einfluß, der heute noch bei ihnen fortwirkt, und erlangten zu spät die ihnen zukommende Bedeutung bei der Gestaltung der Weltgeschicke. Eine verderbliche Folge jener Zwingherrschaft war die Entfremdung, die zwischen den östlichen und westlichen Völkern Europas eintrat und erst in der neuesten Zeit allmählich abnimmt. Auf das Abendland fällt ein großer Teil der Schuld an dem Unglück des Ostens. Schon die ersten Verwüstungszüge der Mongolen im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wären nicht möglich gewesen, wenn die europäischen Völker größeren politischen Zusammenhang gehabt hätten. Man begriff wohl allgemein die mongolische Gefahr, aber die

Uneinigkeit vereitelte einen starken Widerstand. Mit dem Erlöschen der Begeisterung für die Kreuzzüge verbreitete sich in Europa eine politische Apathie betreffs der wichtigsten Fragen. So konnte der kühne Dschengischan mit seinen Söhnen und Enkeln einen großen Teil von Europa in Besitz nehmen und durch die Aufrichtung eines mongolischen Weltreiches die christlichen Fürsten beschämen. Dieses Reich geriet zwar bald in Verfall, aber Rußland blieb noch lange unter der Herrschaft der Fremdlinge. Das westliche Europa that nichts zur Befreiung der Stammesbrüder. Aus eigener Kraft entledigten sich diese endlich der Fremdherrschaft, die eine Schande für ganz Europa war.

Noch schimpflicher war das Unglück, das im Südosten Europas eintrat. Der Sturz des oströmischen Reiches zählt zu den traurigsten Ereignissen der europäischen Geschichte. Ein berühmter Historiker des achtzehnten Jahrhunderts hat den fortschreitenden Verfall des oströmischen Kaiserreiches mit rednerischem Schwunge dargestellt und die geschichtliche Notwendigkeit seines Unterganges zu erweisen versucht. Er hat die Ursachen und Wirkungen der Ereignisse glänzend und gründlich erörtert, aber die Schmach der europäischen Niederlage zu wenig empfunden. Weniger schmachvoll war der Einbruch der Araber in Spanien gewesen; denn damals hatte Europa kaum die Wehen der Völkerwanderung überstanden und war noch ohne Bewußtsein der plötzlich aufgetauchten islamitischen Gefahr. Aber der Fortschritt der Staatenbildung und die durch viele Jahrhunderte

fortgesetzten Kämpfe mit den Muhammedanern hatten der europäischen Welt am Ausgange des Mittelalters die von anderen Rassen beständig drohende Gefahr völlig klar gemacht. An allen Orten und in allen Ständen hatte man ein lebhaftes Gefühl nicht bloß der Furcht, sondern auch der Schande über das Vordringen der Osmanen auf der Balkanhalbinsel. Der Geschichtschreiber, der eine so starke innere Bewegung der europäischen Völker nicht nachempfindet, kann die großen Ideen der Geschichte nicht richtig erfassen. Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts schienen sich die europäischen Völker sogar zu einer gemeinsamen That gegen die vorrückenden Osmanen aufzuraffen. Damals hätten die Kreuzzüge, die früher einen abenteuerlichen Charakter hatten, zur Wohlfahrt Europas erneuert werden sollen. Doch die meisten Fürsten widersetzten sich in selbstsüchtiger und thörichter Politik dem dringenden Verlangen der Völker, dessen Berechtigung selbst von dem Papsttum erkannt und unterstützt wurde. Das abendländische Heer, das zu spät aufgebracht wurde, war schlecht diszipliniert und erlag bei Nikopoli den Osmanen. Nach dieser Niederlage schien der Fall Konstantinopels unabwendbar; aber ein gütiges Geschick schuf einen Aufschub der gefürchteten Katastrophe, indem es den Osmanen in dem furchtbaren Mongolenhäuptling Timurlenk einen Feind erstehen ließ, der ihren Eroberungszug hemmte und viele Gebiete ihres Reiches an sich riß. Europa ließ die folgenden Jahrzehnte unbenutzt verstreichen, denn seine Fürsten zeigten sich immer unfähiger zu einer europäischen Politik,

so sehr auch unter der Masse des Volkes die tiefste Teilnahme an dem nahenden Sturz des byzantinischen Reiches fortdauerte. Nichts geschah zur Rettung Konstantinopels: im Jahre 1453 fiel diese, an geschichtlicher Bedeutung und Berühmtheit nur mit Rom vergleichbare Stadt in die Hände der Türken. So hatte Europa in seinem alten Kampfe mit Asien wiederum eine große und schimpfliche Niederlage erlitten, welche durch die bald darauf errungenen Siege der Spanier über die Araber nicht wettgemacht wurde.

Der Untergang des oströmischen Reiches war die tiefste und nachhaltigste Erschütterung, die Europa seit den Zeiten der Völkerwanderung erfahren hatte. Der Verlust der von der Natur reich gesegneten Balkanhalbinsel war die Strafe für die Irrtümer und Verfehlungen der europäischen Politik. Aus der Entstehung und Ausbreitung einer asiatischen Großmacht auf europäischem Boden erwuchsen den folgenden Jahrhunderten die größten Übel und Gefahren.

Sechstes Kapitel.

Kultur und Politik der Neuzeit.

Europa war im Mittelalter von der Höhe, die es im Altertum erklommen hatte, beträchtlich herabgesunken; es hatte die vorherrschende Stellung, die es früher in der Geschichte eingenommen, nicht zu behaupten

vermocht. Die fehlerhafte Politik hatte den natürlichen Fortschritt und Einigungsdrang der Völker beständig gehemmt, europäische Thatkraft und Unternehmungslust war nicht hinreichend zur Geltung gekommen. Der Beginn der Neuzeit brachte trotz der Fortdauer der politischen Zerfahrenheit einen mächtigen Aufschwung des europäischen Wesens, einen engeren Anschluß an die ruhmreichen Bestrebungen des Altertums.

Das Zeitalter der Renaissance strebte nicht bloß nach Erweckung und Fortbildung der antiken Künste und Wissenschaften, sondern auch nach Herbeiführung antiker Zustände und Anschauungen. Die Renaissance war die Erneuerung des Kampfes zwischen Mittelalter und Altertum, und in diesem Kampfe leben wir noch heute. Auf manchen Gebieten feierte das wiederauflebende Altertum glänzende Triumphe, auf anderen Gebieten behaupteten sich die Zustände des Mittelalters. Die Hauptidee des Altertums, die Weltherrschaft der Arier, stellte sich den mittelalterlichen Sonderbestrebungen der Fürsten und Staaten entgegen und nähert sich mit jedem Jahrhundert der Neuzeit mehr und mehr ihrer Verwirklichung.

Die Geschichte ist eine Kette von Wiederholungen, ein beständiges Zurückgreifen auf frühere Zustände, um neue und größere Schöpfungen hervorzubringen. Europa im Zeitalter der Renaissance bot ein vergrößertes Abbild der ältesten Geschichte Griechenlands. Wie einstmals die Stämme dieser Halbinsel trotz politischer Zwietracht und Zerfahrenheit ein einziges großes Ziel, die Fort-

bildung und Ausbreitung der griechischen Kultur, verfolgten, so brach jetzt unter den europäischen Völkern ein mächtiger Bildungsdrang und Unternehmungsgeist mit der Richtung auf ein gemeinsames Ziel hervor. Allenthalben erwachte der Eifer zu Forschungen, Erfindungen und Entdeckungen. War schon die Gemeinsamkeit der Bestrebungen ein neues Bindemittel der Völker, eine noch größere Annäherung derselben brachte der Erfolg der Erfindungen und Entdeckungen. Nach dieser Richtung wirkte besonders die Buchdruckerkunst in außerordentlicher Weise. Sie überstieg die Schranken der Völker und schuf überall eine gleichartige Denkweise der Gebildeten. Der Zusammenhang zwischen den Litteraturen der einzelnen Völker wird immer inniger, und die durch Sprache und Sitte geschaffenen Gegensätze verlieren stetig an Schärfe. Noch stärkere Bande knüpft der Aufschwung des internationalen Handels und Verkehrs. Durch materielle und geistige Interessen werden die Glieder der europäischen Völkerfamilie immer enger mit einander verbunden. Seit Beginn der Neuzeit stehen die europäischen Völker in so naher Beziehung wie im alten Griechenland die Stämme der Joner, Dorer, Äoler: die Einheit des Ganzen fällt stärker in die Augen als die Zwietracht der Teile.

Wie im Altertum jene Stämme in der Kolonisation und Ausbreitung des Griechentums wetteiferten, so verlegten sich in der Neuzeit die europäischen Völker auf Entdeckung und Besiedelung fremder Länder. Das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus ist

naturgemäß auch das Zeitalter der großen Entdeckungsfahrten. Denn mit dem Streben nach Erneuerung der klassischen Ideen und Zustände verband sich notwendig das Verlangen nach umfassender Kolonisationsthätigkeit, worin die Griechen und Römer so Großes geleistet hatten. Die Entdeckungsreisen der Griechen wiederholten sich in großem Maßstabe. Einst waren die Länder um das mittelländische Meer die Ziele der Seefahrer, jetzt strebte man nach Erkundung der Länder an den großen Weltmeeren, nach Entdeckung neuer Erdteile. Allerdings war jetzt, wie im Altertum, die Habsucht der stark hervortretende Beweggrund der kühnen Entdecker, aber die Geschichte weiß stets auch die unedlen Leidenschaften der Menschen zu ihren Zwecken zu benutzen. An die Entdeckungen schloß sich die Kolonisation, zwar nicht so planmäßig und zielbewußt wie im Altertum, aber viel ausgedehnter und wirkungsvoller wegen der Größe der entdeckten Länder und wegen der Stärke der kolonisierenden Völker.

Amerika gewann für das neuere Europa eine ähnliche Bedeutung wie Kleinasien und Italien für das alte Griechenland. Freilich blühten die griechischen Ansiedelungen rascher empor und traten schon frühzeitig in erfolgreichen Wettbewerb mit dem Mutterlande, während Amerika erst drei Jahrhunderte nach seiner Entdeckung zu größerer Bedeutung aufstieg. Die Griechen und Römer waren ohne Zweifel viel tüchtigere Kolonisatoren als die Europäer der Neuzeit. Diese benahmen sich lange Zeit nicht anders als die Phönizier, nur bedacht

auf rücksichtslose Ausbeutung der erschlossenen Gebiete, wenig bekümmert um die künftige Entwicklung der Kolonieen. Erst im neunzehnten Jahrhundert erfolgte der mächtige Aufschwung der amerikanischen Kolonieen, so daß diese zu Europa in ähnlichem Verhältnisse stehen, wie einstmals die kleinasiatischen und italischen Griechenstädte zu ihrem Mutterlande. Amerika und Europa sind aufs engste verbunden durch die nahe Verwandtschaft ihrer Völker, durch gleichartige Sitten und Sprachen, durch gleichartige Kultur. Die Besiedelung Amerikas ist der größte Triumph des neueren Europa. Beide Erdteile bilden trotz der geographischen und politischen Trennung ein unzerreißbares Ganzes und bleiben stets auf freundschaftliches Zusammenwirken angewiesen. Durch die Verbindung Europas mit Amerika ist der Sieg der Arier über die andern Rassen entschieden, der Zukunft fällt die weitere Verfolgung dieses Sieges zu.

Gleichzeitig mit der Entdeckung Amerikas erfolgten die ersten Vorstöße der Europäer nach der südlichen Hemisphäre der alten Welt. Der überschwängliche Reichtum Indiens begann nach Europa abzufließen. Asien, Afrika und die Südseeinseln wurden aus ihrer trägen Ruhe geweckt und allmählich in den Kreis der geschichtlichen Bewegung gezogen. Auf die Entdeckung folgten Kolonisationsversuche, freilich auch hier lange Zeit ohne Ordnung und Plan, aber in großer Ausdehnung und von nachhaltiger Wirkung. Das größte Hemmnis der Eroberung und Besiedelung der fremden Erdteile war schon damals die thörichte und eifersüchtige Politik der

europäischen Staaten, die oftmals ihr gemeinsames Interesse nicht zu erkennen vermochten. Auch in den Gebieten des Indischen Ozeans herrschte anfangs und herrscht gegenwärtig noch vielfach das phönizische Ausbeutungssystem; dauernde Erfolge wurden nur dort erreicht, wo die Kolonisation nach dem Muster der Griechen und Römer geschah; außerordentlich große Länderstrecken harren noch einer geordneten und segensreichen Kolonisation durch europäische Einwanderer.

Die den Beginn der Neuzeit kennzeichnende Anknüpfung an antike Bestrebungen führte naturgemäß zu einer beträchtlichen Umwälzung der mittelalterlichen Zustände und Anschauungen. Am stärksten entbrannte der Kampf auf religiösem Gebiet. Die Herrschaft der christlichen Religion wurde durch das Aufleben der alten Philosophie und noch mehr durch die Ergebnisse der erwachenden Naturwissenschaften erschüttert. Schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters hatte die Religion viel von ihrer völkerversöhnenden Kraft verloren. Ihr Einfluß auf die weltgeschichtliche Entwicklung trat weit zurück hinter der Macht der gewaltig aufstrebenden Kultur. Ja ihre Schattenseiten und Auswüchse drängen sich in der Neuzeit immer mehr hervor. Den eigenartigen Ereignissen der sogenannten Reformation sind unsere Geschichtschreiber leider noch nicht in unbefangener und unparteiischer Weise gerecht geworden. Es mögen noch Jahrhunderte verfließen, bis sich eine geläuterte Vorstellung über Verlauf und Bedeutung jener Ereignisse Bahn brechen wird. Aber schon heute dürften die

Anhänger aller Parteien bei besonnener Betrachtung der Geschichte zugeben, daß die Einheit des Christentums durch die Reformation den schwersten Schlag erlitten hat. Eine religiöse Gesellschaft wird durch Spaltung und Zwietracht ebenso sehr geschwächt wie ein politisches Gemeinwesen. Hatte das Christentum schon durch das griechische Schisma eine starke Einbuße erlitten, so brachte ihm die Reformation eine noch größere Schädigung. Zugleich war auch diese neue Spaltung so tiefgehend, daß die Hoffnung auf Wiedervereinigung wohl für alle Zukunft ausgeschlossen ist. Während des Mittelalters hatte die Religion eine mächtig vorherrschende Stellung auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens eingenommen, in der Neuzeit wurde ihr Wirkungskreis, besonders durch die erstarkende Staatsgewalt, immer mehr eingeengt. Früher die Gebieterin des Staates, wurde sie allmählich seine Dienerin. Der fortschreitenden Kultur vollends vermochte sie nicht zu folgen und geriet zu ihr vielfach in feindlichen Gegensatz, wodurch sie sich neue Niederlagen zuzog. Am verderblichsten wurde die von allen Religionsparteien geübte Unduldsamkeit. Die dogmatischen Streitigkeiten des sechzehnten Jahrhunderts erzeugten unchristlichen Haß und Verfolgungseifer, unterwühlten die sittliche Grundlage der Religion, hemmten die Annäherung der Völker. Aus dem Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken entstanden mörderische Kriege, auf welche das heutige Europa nur mit Gefühlen der Scham und Reue zurückblicken kann. Wäre es einem Reformator gelungen, die Gesamtheit der Christenheit auf seine Seite

zu ziehen, so hätte die erneuerte Religion eine großartige Wirksamkeit zum Segen der Menschheit entfalten können. Aber das wesentliche Ergebnis der Reformation blieb die Zerreißung der Christenheit und die dadurch bedingte Minderung des allgemeinen Einflusses der christlichen Religion.

Der Niedergang des Christentums übte natürlich die ungünstigste Wirkung auf die Politik. Im Zeitalter der Reformation trat Macchiavellis Theorie der Staatsklugheit ans Tageslicht, und die damaligen Staatsmänner bekannten sich offen zu den abscheulichen Lehren derselben. Die Politik war auf dem Wege, sich von Moral und Religion völlig loszulösen. Das Zeitalter des Humanismus und der Reformation gestaltete sich zu einer seltsamen Mischung von Menschenfreundlichkeit und Unmoral, von Religionseifer und Irreligiosität, von Bildungsstreben und Barbarei. Durch die Benutzung neuer Erfindungen wurde die Kriegführung roher und unmenschlicher. Anfangs empörte sich das Gewissen der Völker gegen den Gebrauch des Schießpulvers zur Menschenvernichtung, aber man setzte sich bald über jedes sittliche und religiöse Bedenken hinweg und suchte sogar die Kraft der Zerstörungsmittel möglichst zu steigern. Die Fürsten und Staatsmänner hatten nicht die Fähigkeit, den Widerspruch zu begreifen, in welchem ihr System der Politik mit der fortschreitenden Kultur stand; viele mißbrauchten ihr Amt der Völkerleitung zu Eroberungskriegen und Intriguen aller Art. Am meisten hatte das Deutsche Reich unter dieser unseligen Politik zu leiden: man braucht nur den

dreißigjährigen Krieg zu erwähnen, um die traurigsten Erinnerungen unserer vaterländischen Geschichte zu erwecken. In Deutschland waren die politischen Zustände schlimmer als fast irgendwo in Europa, darum war es eine nicht ungerechte Fügung des Schicksals, daß Deutschland mit Krieg und Verwüstung stärker heimgesucht wurde als andere Länder. Die Idee des Kaisertums, einst so wichtig und verheißungsvoll, war völlig entkräftet und erzeugte in ihrem Dahinsiechen eine endlose Reihe von Reibungen und Zwistigkeiten.

Trotz aller Mängel und Verbrechen der Politik mußte die staatliche Entwicklung in der Neuzeit dieselbe Richtung einschlagen wie im Altertum. Einzelne Staaten vergrößerten sich auf Kosten anderer und strebten nach einer vorherrschenden Stellung, wie Athen und Sparta eine solche besessen hatten. Es entstand ein Staatensystem mit Großmächten und Kleinstaaten. Zeitweilig erlangte ein einzelner Staat ein solches Übergewicht, daß die Bildung eines europäischen Reiches sich vorzubereiten schien. Aber wie einstmals Athen und Sparta in diesem Versuch scheiterten und durch ihren Ehrgeiz nur noch tiefere Zerrüttung in die griechischen Verhältnisse brachten, so mißlangen im neueren Europa die ähnlichen Bestrebungen der Herrschsucht und Eroberungsgier und verursachten den Völkern nur noch größere Drangsale.

Im sechzehnten Jahrhundert schien das Herrscherhaus der Habsburger zur Gründung eines europäischen Weltreiches vorzuschreiten. Durch glückliche Familienverbindungen gewann es die Herrschaft über viele Völker

verschiedener Nationalität und überdies einen ungeheuren Kolonialbesitz jenseits des Ozeans. Karl V konnte sich rühmen, daß in seinem Reiche die Sonne nicht untergehe. Aber es gelang ihm nicht, diesem weit ausgedehnten Reiche einen festen Zusammenhang zu geben. Er konnte sich nicht freimachen von dem verderblichen System der macchiavellistischen Politik, das sein Zeitalter beherrschte. Sein durch glückliche Erfolge gesteigerter Ehrgeiz beunruhigte die Nachbarstaaten und entfachte eine Reihe von Kriegen, so daß der Zustand Europas sich unter seiner Regierung wenig oder gar nicht besserte. Beherrscht von dem Bestreben, die Macht seines Hauses zu vergrößern, war er unfähig zu einer wirklich europäischen Politik, die sich auf friedliche Annäherung und engeren Zusammenschluß der einzelnen Staaten, sowie auf Vereinigung ihrer Kräfte zur Abwehr der furchtbar vordringenden Osmanenmacht richten mußte. In der eifrigen Verfolgung der einseitigen Interessen seines Hauses erfüllte er nicht die Aufgabe eines europäischen Kaisers und erreichte nicht einmal die ideale Höhe der mittelalterlichen Kaiser. Dennoch ist seine Regierung nicht bloß die denkwürdigste seines Jahrhunderts, sondern auch lehrreich für die Zukunft: sie zeigte in großem Maßstabe, daß verschiedenartige Völker unter einem Szepter vereinigt werden können, daß die Staatsgewalt nicht an die Grenzen der Nationalität gebunden ist, vielmehr auch einen internationalen Charakter annehmen kann. Gegen jene Ausdehnung der Staatsgewalt trat zwar eine Reaktion ein, aber diese wurde

weit weniger durch den Gegensatz der Nationen, als durch falsche Maßregeln der Regierung und durch die politischen Ränke der eifersüchtigen Nachbarstaaten herbeigeführt.

Im siebzehnten Jahrhundert stieg Frankreich zur ersten Macht Europas empor. Dieser Aufschwung knüpft sich an die Person Ludwigs XIV, der nach den Lehren Macchiavellis eine möglichst rücksichtslose und hinterlistige Politik betrieb. Doch das Haus Bourbon fand noch größeren Widerstand als das Haus Habsburg. Gegen die Herrschsucht und Eroberungsgier Ludwigs XIV bildeten sich starke Koalitionen der übrigen Mächte, die den bestehenden Zustand Europas im wesentlichen aufrecht erhielten. Das französische Volk hatte am schwersten zu leiden unter den Kriegen, die sein ehrgeiziger Monarch erregte. Das nutzlose Blutvergießen brachte ihm größere Erschöpfung als den bekämpften Völkern. Gewerbe, Künste und Wissenschaften wären in Frankreich noch viel rascher zur Blüte gediehen, wenn Ludwig XIV während seiner langen Regierung sich einer ehrlichen Politik hingegeben und nach dem weniger glänzenden, aber edleren Ruhme eines europäischen Friedensfürsten gestrebt hätte. Es wäre ihm als dem Lenker des damals in der Kultur am weitesten vorgeschrittenen Volkes leicht gewesen, das Amt eines Schiedsrichters in vielen europäischen Streitigkeiten zu übernehmen und eine neue Ära der Politik einzuleiten.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging wiederum von Frankreich ein neuer Versuch zur Begründung einer Weltherrschaft aus. Diesem letzten Versuch ist ein

großartiger Zug nicht abzusprechen. Damals gewannen die Ideen des Altertums von neuem einen großen Einfluß und machten sich besonders auf dem politischen Gebiet geltend. Die Männer der französischen Revolution, die aus der Mißregierung der Bourbonen hervorging, zeigten eine vielfache, teils bewußte, teils unbewußte Anknüpfung an das klassische Altertum. Es war natürlich, daß auch die Idee des Weltreiches, wie sie sich im alten Rom bereits erfüllt hatte, wieder erwachte. Schon in der französischen Republik wurden Stimmen laut, daß durch Frankreich die altrömische, Europa beherrschende Republik erneuert werden müsse. Nicht bloß die antiken Namen wurden wieder in das politische Leben eingeführt, auch die antiken Zustände und Bestrebungen suchte man zurückzurufen. Als aber die republikanische Verfassung Frankreichs nach kurzem Bestande in die Form der Alleinherrschaft überging, wobei ebenfalls die antiken Umwälzungen als Vorbilder dienten, da setzte der Cäsarismus mit seiner Tendenz nach gewaltsamer Ausbreitung ein. Es fand sich ein außerordentlicher Mann, der mit beispielloser Thatkraft nach der Weltherrschaft strebte. Napoleon verfolgte als nächstes Ziel die Vorherrschaft Frankreichs in Europa, als ideales Ziel schwebte vor seiner Seele die Aufrichtung einer Universalmonarchie. Als er den Titel eines Kaisers annahm, wollte er der Welt kundgeben, daß er ähnliche Zwecke verfolge wie die römisch-deutschen Kaiser des Mittelalters, daß er eine Oberherrschaft über die Könige und Fürsten Europas anstrebe, daß er die Macht Karls des Großen zu

erneuern trachte, ja daß er auf die Nachfolge der altrömischen Cäsaren Anspruch erhebe. Trotz der ungeheuren Schwierigkeiten, die sich seinen Plänen und Unternehmungen entgegentürmten, erreichte er, wenn auch nur auf kurze Zeit, gewaltige Erfolge. Er erlangte eine Macht, wie sie seit tausend Jahren kein Herrscher Europas besessen hatte. Aber ohne Mäßigung im Glücke wurde er durch seinen schrankenlosen Ehrgeiz ins Verderben gerissen. Europa war in der Kultur zu weit vorgeschritten, als daß es den auf eine gewaltthätige und falsche Politik sich stützenden Cäsarismus hätte ertragen können. Napoleon hätte vermöge seines Genies noch viel leichter als Ludwig XIV der Wohlthäter Europas werden können, wenn er seine Übermacht in den Dienst einer edleren und höheren Politik gestellt hätte. Er erregte jedoch, fast wie ein asiatischer Eroberer, in unersättlicher Herrschsucht Krieg auf Krieg und versetzte Europa in einen fieberhaft unruhigen Zustand. Er wurde durch dieselbe Politik vernichtet, durch die er groß geworden war. Und sein Sturz war ein Glück für Europa und schuf Ruhe auf mehrere Jahrzehnte. Die Geschichte Napoleons hat unwiderleglich bewiesen, daß eine Eroberungspolitik in Europa nicht mehr möglich ist und kein Volk eine Gewaltherrschaft über die anderen europäischen Völker ausüben darf. Napoleon ist um mehrere Jahrhunderte zu spät erschienen; in früheren Zeiten hätte seine gewaltige Thatkraft eine Einigung und Verschmelzung der europäischen Völker herbeiführen können.

Die Politik muß sich den Zeiten anpassen. Die

Männer und die Völker, welche sich über diese Grundregel hinwegsetzen, entgehen nicht der verdienten Strafe. Karl V wurde der Regierung und fast des Lebens überdrüssig und ging ins Kloster. Ludwig XIV sah sein Haus beinahe aussterben und bereute als gebeugter Greis sein verfehltes Leben. Napoleon verlor die Herrschaft und die Freiheit. Die Weltpolitik Karls V schädigte besonders das deutsche Volk, beförderte die Religionsspaltung, aus welcher die größten politischen Wirren und zuletzt der schreckliche dreißigjährige Krieg entsprangen. Frankreich war beim Tode Ludwigs XIV völlig erschöpft und blieb bis zum Ausbruch der Revolution innerlich zerrüttet und nach außen ohnmächtig. Ähnlich war der Zustand Frankreichs beim Sturze Napoleons. Der kriegerische Ruhm war eine ungenügende Entschädigung für den ungeheuren Menschenverlust, für materielle und geistige Einbußen aller Art.

Die verkehrte Politik der herrschsüchtigen Großstaaten rächte sich in unzweideutiger Weise. Die österreichisch-spanische Monarchie verlor den Vorrang in Europa an Frankreich. Das letztere strebte dreimal — unter Ludwig XIV, Napoleon I und Napoleon III — nach der Vorherrschaft und endete jedesmal mit einem tief demütigenden Fall. Den größten Gewinn aus der französischen Eroberungspolitik zogen England und Rußland. Der letzte Versuch Frankreichs, die Suprematie in Europa zu erlangen, schlug zum Vorteil Deutschlands und Italiens aus und brachte diesen Ländern die politische Einheit und Stärke. Europa erträgt es nicht, daß ein

Glied seines Körpers auf Kosten der andern plötzlich sich vergrößere und herrsche; Europa ist ein Organismus, dessen engverbundene Teile nur in ruhiger, allmählicher Entwicklung leben und gedeihen können.

Siebentes Kapitel.

Die Krisis der Gegenwart.

Trotz der Mängel des politischen Systems hat die Annäherung der europäischen Völker in der Neuzeit von Jahrhundert zu Jahrhundert größere Fortschritte gemacht. Alle Kriege, alle politischen Gegensätze und Reibungen der Fürsten, Staatsmänner und Staaten vermochten diese Annäherung nicht aufzuhalten. Die europäische Völkergemeinschaft muß immer stärker werden. Dies ist die unausbleibliche Wirkung der Kultur. Europa steht seit Beginn der Neuzeit unter dem Zeichen eines gewaltigen Kulturfortschrittes, der ein unzerreißbares Band um alle Völker schlingt. Dieses Einigungsmittel der Neuzeit ist stärker als die Religion des Mittelalters, es kommt an nachhaltiger Stärke beinahe der politischen Kraft des Altertums gleich.

Wer könnte die Bedeutung der modernen Kultur, das Wesen ihrer vielseitigen Gestaltung, ihre zahllosen Wirkungen mit Worten schildern? Die ganze Neuzeit ist ausgefüllt mit Kulturfortschritten. Wer eine Ge=

schichte der letzten Jahrhunderte zu schreiben unternimmt, muß der Kulturentwicklung den ersten und breitesten Platz einräumen. Den wesentlichen Inhalt der Neuzeit bilden nicht die kriegerischen und diplomatischen Auseinandersetzungen der Staaten, sondern die Wissenschaften, Künste, Gewerbe, Handel, Verkehr, Erfindungen und Fortschritte aller Art. Die Politik ist an Bedeutung von der Kultur überflügelt worden. Die Arier haben sich wieder zu der Höhe emporgeschwungen, von welcher die Griechen und Römer des Altertums auf die übrigen Völker herabsahen. Wie einst die griechische Kultur der Mittelpunkt der Geschichte war, wie dann die römische Zivilisation mehrere Jahrhunderte hindurch eine beherrschende Stellung einnahm, so ist jetzt die europäische Kultur zum Hauptinhalt der Geschichte geworden und muß die Herrschaft über den ganzen Erdball erringen.

Im Mittelalter war die arabische Kultur ebenbürtig der europäischen. Jene sank aber zusammen und verschwand, diese blühte immer mächtiger empor. Schon seit dem sechzehnten Jahrhundert steht die Überlegenheit der europäischen Zivilisation gegenüber dem Orient fest. Kein Volk der gelben oder dunklen Rasse vermag jemals aus eigener Kraft die geistige Höhe zu erreichen, auf welcher Europa im achtzehnten Jahrhundert stand. Die eigentümliche Kultur Chinas entbehrt, wie alle Kulturen des Ostens, der Entwicklungsfähigkeit und beharrt heute noch in dem Zustand, in welchem sie sich schon vor zwei Jahrtausenden befand. Durch die gewaltigen Fortschritte endlich, welche die Arier im neun-

zehnten Jahrhundert machten, erscheinen jetzt die übrigen Rassen noch viel tiefer stehend als in früheren Zeiten.

Die Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts haben unter den Ariern selbst die größten Umwandlungen hervorgerufen. Wie ganz anders hat sich das Aussehen Europas und der von Europa aus besiedelten Länder im Zeitalter der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Maschinen gestaltet. Ein ungeheurer Verkehr hat sich entwickelt, eine nie dagewesene Arbeitsthätigkeit herrscht überall. Die Annäherung aller zivilisierten Völker ist im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts weiter gediehen als in der ganzen früheren Zeit. Diese Entwicklung muß sich auch in Zukunft fortsetzen und die veralteten Ideen und Zustände beseitigen.

Das größte Hemmnis der gegenwärtigen und künftigen Kulturentfaltung ist die veraltete Politik. Die Theorie und Praxis der Politik entspricht schon längst nicht mehr den Bedürfnissen und Bestrebungen der vorgeschrittenen Völker. Allerorten schlagen jetzt die Wogen der Kulturbewegung unter zornigem Zischen an die von der Politik aufgerichteten Schranken. Zwischen Kultur und Politik tobt ein unnatürlicher Kampf, dessen Fortdauer leicht zu einer furchtbaren Katastrophe führen kann.

Die Furcht vor einer solchen Katastrophe liegt wie ein drückender Alp auf Europa. Die Staaten stehen in so starker Rüstung einander gegenüber wie nie zuvor. Die Heere sind so groß und das Waffengeklirr so dröhnend, daß Europa beinahe einem Kriegslager gleicht.

Die Politik hat einen Zustand geschaffen, der höchst widerspruchsvoll und auf die Dauer unerträglich ist. Die Völker verlangen den Frieden, die Fürsten und Staatsmänner überbieten sich in Beteuerungen ihrer Friedensliebe, aber die ungeheuren Rüstungen beweisen, daß kein wirklicher Friede, sondern bloß ein Waffenstillstand zwischen den Staaten besteht. Ein Funke kann den allgemeinen Krieg entfachen, dessen Folgen schrecklicher sein werden als unsere Phantasie sie ausmalen kann. Die Kultur wird dann unter dem rohen Kriegsgetümmel zu Boden sinken und vielleicht verenden, Europa ein verödeter Erdteil werden und seine ruhmvolle Geschichte mit einer Epoche der Barbarei schließen. Gegenwärtig sind wir stolz auf die großartige Entwicklung der Kultur, aber die wohl begründete Furcht vor dem Eintritt einer durch den Krieg herbeigeführten Katastrophe stört beständig den ruhigen Genuß unseres Glückes. Wissenschaften und Erfindungen haben den Beruf, das Leben der Menschheit zu veredeln und überall segensreich zu wirken; sie erniedrigen und entehren sich dagegen, wenn sie sich in solchem Maße, wie dies gegenwärtig geschieht, in den Dienst der auf Massenmord und Zerstörung gerichteten Bestrebungen stellen. Es ist ein schneidender Widerspruch, daß die Kultur selbst die Mittel zu ihrer Vernichtung darbietet. Europa muß sich endlich aufraffen und durch gründliche Änderung der Politik dem unerträglichen Zustande ein Ende machen.

Nicht zu leugnen ist, daß in den neuesten Zeiten unter dem Einflusse der Kultur eine wesentliche Besserung

der politischen Theorie und Praxis nach mancher Richtung eingetreten ist. Ein tiefgehender Zwiespalt macht sich bemerkbar, der die Politik bald nach dieser, bald nach jener Seite zieht, das ganze System ins Schwanken gebracht hat und so die Hoffnung auf den Sieg des Guten und Ersprießlichen gewährt.

Nach dieser Richtung ist besonders die Entwicklung der Lehre vom Völkerrecht bedeutungsvoll. Obwohl das Völkerrecht so alt ist wie die Völker und Staaten, so hat es doch erst in den letzten Jahrhunderten eine systematische Bearbeitung gefunden. Über die Natur des Völkerrechts bestanden und bestehen heute noch viele Irrtümer, sogar hervorragende Philosophen und Juristen haben, durch die politische Zerrissenheit Europas zu einer falschen Auffassung des Staates und der Staatenverhältnisse verführt, solche Irrtümer verbreitet. Erst Hugo Grotius stellte mit philosophischem Geiste und politischem Scharfblick die Bedeutung des Völkerrechtes in das richtige Licht. Er brach einer neuen Wissenschaft die Bahn und gewann zugleich einen segensreichen Einfluß auf die praktische Politik. Er enthüllte zum erstenmal den Gelehrten und Staatsmännern die Fülle der Rechte und Pflichten, welchen die Staaten in ihrem gegenseitigen Verhältnis unterliegen. Sein Werk über das Kriegs- und Friedensrecht zählt zu den besten und bedeutungsvollsten Büchern der Weltlitteratur. Leider sind viele der späteren Völkerrechtslehrer zu wenig in den Geist dieses Werkes eingedrungen und haben ihrer Wissenschaft beinahe eine rückläufige Bewegung gegeben.

Heute steht zwar der Ruhm des großen Holländers fest, doch haben seine trefflichen Ansichten und menschenfreundlichen Grundsätze noch immer nicht die Verbreitung erlangt, die sie verdienen.

Grotius hat mit Nachdruck betont, daß dem geschriebenen Völkerrecht beständig ein ungeschriebenes zur Seite geht. Nicht bloß die Verträge, welche die Staaten unter einander geschlossen haben, sondern auch die aus der Natur des Menschen und der Gesellschaft hervorgehenden Verbindlichkeiten bilden das Völkerrecht. Er hat sich bemüht, das ganze Recht in die engste Beziehung zur Vernunft und Sittlichkeit zu bringen und diesen beiden Faktoren den größten Einfluß auf die Rechtslehre einzuräumen. Zum Schaden der Wissenschaft und Kulturentwicklung haben neuere Rechtslehrer diesen richtigen Weg nicht weiter verfolgt. Grotius hat in seiner Theorie auch der Bedeutung der Kultur gebührende Rechnung getragen und eine tiefwirkende Rechtsgemeinschaft aller gesitteten Völker als unumstößliche Thatsache behauptet. Er hat die einseitigen und unduldsamen Anschauungen des Mittelalters erfolgreich bekämpft und den humanen Geist des Altertums in die Neuzeit eingeführt. Der Krieg galt ihm als ein notwendiges Übel infolge der mangelhaften Ausbildung der Rechtszustände, verwerflich sind die Angriffs- und Eroberungskriege, erlaubt sind nur die zur Verteidigung des Rechtes geführten Kriege. Friedensschlüsse und Verträge haben den Charakter der Heiligkeit. Nicht bloß im Frieden, sondern auch im Kriege gelten die Vorschriften

des teils geschriebenen, teils ungeschriebenen Rechtes. Ein gewisses Maß von Menschlichkeit muß auch im Kriege beobachtet werden. Über letzteren Punkt handelt Grotius mit besonderer Ausführlichkeit und zeigt deutlich sein Bemühen, auf der Grundlage der Menschenliebe zur Besserung der Völkersitten beizutragen.

Das ist eine ganz andere Lehre von den Rechten und Pflichten der Staaten als die Lehre Macchiavellis. Der einzelne Staat ist nicht ein völlig selbständiger Organismus, er hat nicht ausschließlich sein eigenes Interesse zu verfolgen, er darf auch nicht jedes Mittel zur Erreichung seiner Ziele gebrauchen, er ist vielmehr den rechtlichen und sittlichen Verbindlichkeiten der Staatengemeinschaft unterworfen. Macchiavelli vermochte sich nicht zu diesen Anschauungen emporzuschwingen, er betrachtete den Staat als ein von Recht und Moral losgelöstes Wesen, er hatte trotz seines beständigen Zurückgreifens auf das klassische Altertum kein Verständnis für den zivilisierten Staat, er machte den Staat zu einem Barbaren, der rücksichtslos seinen Trieben folgt, mit Gewalt und Hinterlist, mit Verstellung und Grausamkeit seine Nachbarn ohne Unterlaß bekämpft.

In der That blieb die Lehre des Grotius nicht ohne Einfluß auf die Politik. Sie bewirkte, daß die Staatslenker und Diplomaten sich nicht mehr offen zu den macchiavellistischen Grundsätzen zu bekennen wagten und wenigstens den Schein der Rechtlichkeit und Moral zu wahren suchten. Während noch Karl V kein Hehl machte, daß er das Buch des Macchiavelli eifrig lese und

bewundere, hat sich kein hervorragender Fürst der späteren Zeiten offen als Anhänger des Italieners bekannt. Im achtzehnten Jahrhundert erfolgte sogar von fürstlicher Seite eine entschiedene Bekämpfnng der machiavellistischen Lehre. Bekanntlich hat Friedrich der Große in seinen Jugendjahren eine Streitschrift gegen Machiavelli verfaßt, worin er in schärfster Weise die Lehren desselben verurteilt. Man pflegt heutzutage dieser Streitschrift geringen Wert beizulegen und manche haben sogar die seltsame Meinung ausgesprochen, daß Friedrich gewissermaßen gegen Windmühlen kämpfte, da Machiavelli durchaus nicht der Lehrer einer verbrecherischen Politik, sondern ein edler Patriot und bedeutender Geschichtschreiber gewesen sei. Die hohen Fähigkeiten Machiavellis sind nicht zu leugnen, auch nicht seine Vaterlandsliebe, aber alle seine Vorzüge und Verdienste kommen nicht in Betracht gegen das Unheil, das er als Politiker angerichtet hat, und er hat seine unmoralischen Grundsätze so offen und klar ausgesprochen, daß die bei neueren Forschern beliebte Deutung seiner Fürsten- und Staatslehre als eine der unglücklichsten wissenschaftlichen Rettungen zu bezeichnen ist. Friedrich hat die machiavellistische Lehre richtig erfaßt und ebenso geistvoll als menschenfreundlich widerlegt. Sein „Antimachiavell“ war trotz der Jugend des Verfassers eine der bedeutendsten Erscheinungen der Staatslitteratur. Freilich wurde der Eindruck der Schrift dadurch bedeutend abgeschwächt, daß der Verfasser sofort nach seinem Regierungsantritt sich durch die kläglichen Reichszustände zu einer Politik hinreißen ließ, die mit seinen idealen Anschauungen

nicht im Einklang stand. Allerdings hat er an jenen Anschauungen, wie viele seiner Äußerungen beweisen, noch im späten Lebensalter festgehalten, der humane Idealismus kämpfte in ihm mit dem rücksichtslosen Realismus, aber der letztere gewann bei der Unreife des Zeitalters meistens die Oberhand. Hätte Friedrich bei seinem Regierungsantritt bereits einen Großstaat übernommen, so würde er ohne Zweifel die Anwendung seiner völkerfreundlichen Grundsätze zu seiner Lebensaufgabe gemacht und die europäische Politik in eine neue, bessere Bahn geleitet haben.

Das Wachstum der europäischen Gesittung und Humanität führte übrigens von selbst zu einer merklichen Besserung der politischen Zustände. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zahl der Kriege sich in der Neuzeit stetig vermindert hat. Während im Mittelalter neben den großen Kriegen eine Unzahl von Fehden in allen Ländern wütete und eigentlich niemals und nirgends ein längerer Friede bestand, wurden in der Neuzeit die Zwischenräume der Kriege immer größer und die Kleinkriege verschwanden fast völlig. Man hat zwar oft behauptet, daß in der Neuzeit die Kriege blutiger seien als in früheren Zeiten. Bei unbefangener Betrachtung der Kriegsgeschichte kann jedoch diese Behauptung nicht bestehen: durch die Kreuzzüge allein verlor Europa mehr Menschen als durch sämtliche Schlachten der Neuzeit. Die Menschenverluste waren ehedem um so empfindlicher, weil die Bevölkerung in fast allen Ländern Europas ziemlich dünn war und überdies durch verheerende Seuchen

beständig heimgesucht wurde. In der Neuzeit führte mancher Krieg schließlich doch zu einem dauernden Frieden zwischen den Völkern, die sich bekämpft hatten. Im neunzehnten Jahrhundert vollends traten längere Perioden ein, in welchen ganz Europa sich des Friedens erfreute, was in früheren Jahrhunderten nie vorgekommen war.

Eroberungskriege der europäischen Völker gegen einander sind, wie es scheint, für alle Zukunft ausgeschlossen. Die Völker Europas fühlen sich immer mehr als Glieder einer Familie, das allgemeine Friedensbedürfnis läßt den Ehrgeiz der Herrscher und Staatsmänner kaum aufkommen. Die Rücksicht auf die Macht der öffentlichen Meinung verbietet ungerechte und mutwillige Kriege. Schon in früheren Jahrhunderten suchten diejenigen, welche aus Ruhmsucht und Eroberungsgier einen Krieg begannen, alle Schuld möglichst von sich abzuwälzen, und oft gelang ihnen dies in solchem Grade, daß auch die spätere Geschichtschreibung über ihren verbrecherischen Charakter getäuscht wurde. In unseren Zeiten ist eine solche Täuschung nicht mehr möglich, da die öffentliche Meinung von ganz Europa das Thun der Staatslenker aufs eifrigste überwacht.

An die Stelle der aggressiven Politik der früheren Zeiten ist mehr und mehr eine zurückhaltende, zuwartende Politik getreten. Die Machiavellisten mögen darin eine Erschlaffung und Erschöpfung der Staaten sehen, in Wahrheit liegt darin die Abkehr von einem unnatürlichen Kampfzustande, der Übergang zu einer höheren Politik, die sich in ihren Mitteln und Zielen dem Rechte und

der Sittlichkeit unterwirft. Dieser Übergang erzeugte auch das System des europäischen Gleichgewichts, das im wesentlichen der neueren Geschichte zu Grunde liegt. Seit dem siebzehnten Jahrhundert bildeten sich große Koalitionen gegen jede Macht, die mit übermäßigen Ansprüchen auftrat und den durch die Friedensschlüsse und Verträge geschaffenen Zustand bedrohte. Sämtliche Staaten der Neuzeit lassen sich in zwei Gruppen scheiden, von denen die eine nach Vergrößerung ihres Gebietes, die andere nach Aufrechthaltung des bestehenden Zustandes strebt. Die letztere Gruppe von konservativer Richtung ist immer stärker geworden. Sie hatte schon in früheren Jahrhunderten das entschiedene Übergewicht, sie ist im neunzehnten Jahrhundert zur vollen Herrschaft gelangt und hat die Gegengruppe der unruhigen, ehrgeizigen Staaten immer kleiner gemacht. Am meisten wurde das europäische Gleichgewicht in den letzten Jahren gefestigt, und die Eifersucht der Großstaaten zur Erhaltung desselben geht sogar soweit, daß sie lieber auf gemeinsame Vorteile verzichten, als daß sie eine Verschiebung der Machtverhältnisse zulassen, mag auch das allgemein europäische Interesse unter dieser Rivalität Schaden leiden.

Es ist unbestreitbar, daß eine Besserung der politischen Lehre und Praxis in mehrfacher Beziehung eingetreten ist. Außer den angedeuteten Momenten wird jeder aufmerksame Beobachter seines Zeitalters noch manche andere Anhaltspunkte entdecken, welche zu der Hoffnung auf einen wohlthätigen Umschwung der Politik berechtigen.

Freilich ist die Gefahr, daß plötzlich wiederum ein gewaltiger Rückschritt eintrete, nicht zu unterschätzen. Der gegenwärtige Zustand Europas gleicht einer Krisis, die zur Genesung oder zur Katastrophe führt.

Hoffen wir, daß die Staatslenker dem unzweideutigen Verlangen der europäischen Völker entgegenkommen und den politischen Verhältnissen eine entschiedene Wendung zum Besseren geben! Zahllose Beziehungen und Verträge verbinden jetzt schon den Verein der gesitteten Völker, daraus muß ein Völkerrecht erwachsen, das den Interessen der Gesamtheit ebenso Rechnung trägt wie den Interessen der einzelnen Staaten. Dieses neue Völkerrecht muß die Brutalität, Unmenschlichkeit, Hinterlist, Heuchelei aus der Politik entfernen. Es muß von dem Grundsatze ausgehen, daß alle zivilisierten Völker eben durch die Gesittung zu einer festgeschlossenen Gemeinschaft verbunden sind. Zur sicheren und gedeihlichen Entwicklung dieser Völkergemeinschaft ist eine feste Rechtsordnung unbedingt notwendig. Jeder Staat, der auf Zivilisation Anspruch macht, wird sich ohne Bedenken den Satzungen des neuen Völkerrechts unterwerfen, denn er wird einsehen, daß das Opfer, das er hinsichtlich seiner Unabhängigkeit bringt, nicht ins Gewicht fällt gegenüber dem hohen Gewinn, der ihm aus der besseren Organisation der Völker erwachsen muß. Wie die Menschen in staatlicher Ordnung glücklicher leben als in ungebundener Wildheit, so gedeihen die Staaten besser durch Annäherung und Vereinigung als durch ungemessene Selbstsucht und Isolierung. Auf der Grundlage der

gegenseitigen Achtung und des ehrlichen Vertrauens der Völker erhebt sich eine neue Ära der internationalen Beziehungen, die thörichte Eifersucht und das häßliche Mißtrauen verschwinden, Europa kann die schwer auf seinem Körper lastende Rüstung ablegen und mit doppelter Kraft den Werken des Friedens und des Kulturfortschrittes obliegen.

Natürlich ist ein Organ nötig, dem die Schlichtung der entstehenden Irrungen und Streitigkeiten, die Überwachung und Ausbildung des Völkerrechts zufällt. Europa bedarf schon längst eines völkerrechtlichen Gerichtshofes. Es genügt nicht, daß Fürsten und Regierungen von friedlicher und rechtlicher Gesinnung bei auftauchenden Konflikten das schiedsrichterliche Urteil einer anderen Macht anrufen: die Häufigkeit solcher Schiedsgerichte in der Gegenwart beweist zwar den Fortschritt der Gesittung, aber die Schwierigkeiten, die mit ihnen in der Regel verknüpft sind, hindern ihre allgemeine Anwendung. Nur ein ständiges Tribunal mit Vertretern aller Staaten kann den internationalen Bedürfnissen genügen. Die Amphiktionie der alten Griechen muß dem neueren Europa als Vorbild dienen. Die schon jetzt bestehende innerliche Verbindung der zivilisierten Völker muß in einen förmlichen Bund übergehen, der zwar allen Staaten die größte Freiheit und Selbstständigkeit gewährt, aber keinen Rückfall in die Politik der Barbarei duldet.

Achtes Kapitel.

Europas künftige Politik.

Die Gemeinschaft der europäischen Völker ist eine durch die Geschichte vieler Jahrhunderte erhärtete Thatsache. Die arische Rasse, einstmals vermutlich ein einziges Volk mit gleicher Sprache und Sitte, ist zwar in viele Völker gespalten und diese Völker haben sich seit drei Jahrtausenden oft und heftig bekämpft, aber immer hat sich die Einheit der Rasse erhalten, der Zug zur Annäherung und Vereinigung blieb in den Völkern stärker als das Streben nach Trennung; den politischen Wirrnissen setzte Religion, Gesittung, Bildung einen erfolgreichen Widerstand entgegen. Die arische Rasse ist müde ihrer Zwistigkeiten und sehnt sich wieder nach friedlichem Zusammenschluß und Zusammenwirken ihrer Glieder.

Der Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe sollte diejenigen nicht treffen, welche der Annäherung stammverwandter und gleichgesitteter Nationen das Wort reden. Die Liebe zur Heimat, zum Vaterlande, eine der natürlichsten und schönsten Eigenschaften der Menschen, wird immer bestehen bleiben, auch wenn die Länder den engsten politischen Anschluß erreicht haben. Doch der Patriotismus hat, wie jede Tugend, seine Grenzen und verliert von seiner Würde und Nützlichkeit, wenn er sich mit nationalem Dünkel und Haß verbindet. Die europäische Geschichte hat oftmals bewiesen, daß die

Nationen sich leicht miteinander verbinden; ohne die Verkehrtheiten der Politik hätte sich vermutlich eine Vereinigung der europäischen Völker schon längst vollzogen. Nur die thörichte Politik macht von Zeit zu Zeit wieder den nationalen Haß aufflackern. Die wahre Vaterlandsliebe hält sich von dieser Leidenschaft fern und erniedrigt sich nicht, wenn sie anderen Völkern Achtung und Zutrauen entgegenbringt.

Freilich verträgt sich Vaterlandsliebe nicht mit der Schwärmerei des Weltbürgertums, wie eine solche im achtzehnten Jahrhundert viele hervorragende Geister ergriff und besonders in Deutschland nachteilige Wirkungen äußerte. Solange zwischen den einzelnen Rassen die großen Unterschiede in Gesittung und Bildung bestehen — und vermutlich werden diese niemals oder erst nach einem sehr langen Zeitraum schwinden — so lange bleibt das Weltbürgertum, mag es auch in der Religion eine starke Stütze finden, eine unnütze, ausschweifende Idee. Die Unterschiede, welche die einzelnen Völker einer Rasse trennen, sind gering im Vergleich zu den Rassenunterschieden. Der Kampf der Rassen gegeneinander hat schon in der vergangenen Geschichte eine große Rolle gespielt und wird voraussichtlich in der nächsten Zukunft noch wichtiger werden.

Nicht eine Epoche der Thatenlosigkeit wird auf die Vereinigung der europäischen Völker folgen, vielmehr ein Zeitalter großer Unternehmungen und umfassender Entfaltung der europäischen Kräfte. Ungeheure Gebiete der bewohnbaren Erde harren noch der europäischen Kolonisation.

Zugleich besteht ein gewaltiges Bedürfnis zur Ausdehnung der Kolonisation, denn Europa leidet ohne Zweifel schon jetzt an Übervölkerung, und dieses Übel vergrößert sich mit jedem Jahre. Nicht daß die stetige Zunahme der Bevölkerung ein Übel wäre. Diese ist vielmehr bei jedem Volke und jeder Rasse ein Vorzug, ein Beweis von Kraft und Überlegenheit. Sie wird aber eine große Gefahr, wenn sie für einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung Nahrungsmangel und Arbeitslosigkeit zur Folge hat. Gegen die Übervölkerung giebt es aber kein besseres Mittel als Kolonisation: der Überschuß der Bevölkerung erhält dadurch Beschäftigung und Unterhalt und trägt zugleich zur Erhöhung des Heimatlandes bei.

Die europäische Rasse, die edelste und tüchtigste aller Rassen, muß in den Besitz des ganzen Erdkreises gelangen. Auf dieses Ziel strebt die Geschichte der Menschheit; die künftige Politik hat keine andere Aufgabe als den durch die Geschichte vorgezeichneten Weg zu beschreiten. An Stelle der Staatenpolitik tritt in Zukunft eine Rassenpolitik.

Man darf nicht einwenden, daß eine derartige Rassenpolitik ebenso unmoralisch sei als die bisherige Staatenpolitik und daß der Unterschied eben nur in den Größenverhältnissen liege. Die Politik kann und muß auch gegenüber den wildesten Völkern menschlich und sittlich sein. Die bessere und stärkere Rasse darf gegen die geringeren Rassen keinen so erbarmungslosen Vernichtungskampf führen, wie gefährliche und schädliche

Tiere bekämpft werden. Auch im Wilden ist der Mitmensch zu achten, und die Menschlichkeit muß immer das Grundgesetz der Politik bleiben. Aber auch die Rechte der überlegenen Rasse müssen zur Geltung kommen. Was die arische Rasse an natürlichen Vorzügen besitzt und was sie an Bildung und Gesittung im Laufe dreier Jahrtausende mit unendlichen Mühen errungen hat, das verleiht ihr bedeutende Vorrechte gegenüber den anderen Rassen, vor allem das Vorrecht der Herrschaft. Es wäre unwürdige Schwäche, auf diese natürlichen und erworbenen Rechte zu verzichten, das Wohl des Menschengeschlechts verlangt ihre Geltendmachung, aber freilich darf der Versuchung zu ihrem Mißbrauch nie und nirgends nachgegeben werden.

Leicht wird den arischen Völkern die Erfüllung ihres Berufes, wenn sie ihre Kräfte vereinigen. Wie schwer aber bei der gegenwärtigen Zerklüftung Europas die Lösung auch der einfachsten und dringendsten Aufgaben ist, das zeigt insbesondere die sogenannte orientalische Frage. Es ist eine Schande für Europa, daß diese Frage überhaupt seit so langer Zeit existirt. Die türkische Nation gehört nicht zur europäischen Völkergemeinschaft. Sie ist nach Herkunft, Entwicklung und Charakter den Europäern fremd und hält an ihrer Eigenart mit solcher Zähigkeit fest, daß niemals zu hoffen ist, sie werde sich in ein europäisches Volk verwandeln, wie andere Völkerschaften, die aus Asien kamen, im Laufe der Zeiten sich europäisirten. Sie hat in vergangenen Jahrhunderten durch ihre Raubzüge furcht-

bare Leiden über den Südosten Europas gebracht und in den jüngsten Zeiten durch ihre Mißwirtschaft beständig ein allgemeines Ärgernis erregt. Klar hat die Geschichte den Weg vorgezeichnet, den die Politik gegenüber den Osmanen einzuschlagen hat: wie die Araber aus Sizilien und Spanien, die Tartaren aus Rußland vertrieben wurden, so müssen auch die Osmanen den europäischen Boden verlassen. Schon längst hätten die europäischen Mächte diese Konsequenz der geschichtlichen Entwicklung ziehen sollen. Aber ihre gegenseitige Eifersucht, die Kleinlichkeit und Selbstsucht ihrer Politik hinderte beständig den natürlichen Verlauf der Begebenheiten. Man wird in späteren Zeiten die Thorheit und Unthätigkeit Europas gegenüber der Pforte nicht begreifen können, man wird in der orientalischen Frage ein Armutszeugnis erblicken, das sich Europa während eines langen Zeitraumes in politischer Beziehung ausstellte. Wie leicht wäre die Lösung dieser Frage, wenn die Großmächte ihre thörichte Eifersucht aufgeben und in ihrem eigenen und aller zivilisierten Länder Interesse zum gemeinsamen Handeln sich entschließen wollten. Es bedarf zur Zurückdrängung des Islams gegenwärtig keines Kreuzzuges, keines Krieges mit großen Menschenopfern. Es bedarf nur eines einträchtigen Spruches der Mächte, um die herrlichen und wichtigen Gebiete, auf welche Europa und seine Kultur einen uralten Anspruch haben, zurückzugewinnen. Wie unfähig und schwächlich ist eine Diplomatie, die den schandbaren Zustand der Balkanhalbinsel aufrecht erhält und die von der Zivilisation geforderte Lösung

der orientalischen Frage beständig auf spätere Zeiten hinauszuschieben sucht.

Sobald die europäische Völkerfamilie sich von den osmanischen Eindringlingen befreit hat, wird sie mit vereinter Kraft die Unterwerfung und Besiedelung Asiens und Afrikas in Angriff nehmen. Es wird ein neues großartiges Zeitalter der Kolonisation beginnen. Schon bisher hat Europa in der Kolonisation Gewaltiges geleistet, aber die künftige Leistung des vereinigten Europa wird alles Frühere weit überstrahlen. Gegenwärtig gleicht Europa in seinen auswärtigen Bemühungen dem alten Griechenland, das trotz seiner politischen Zerrissenheit so Großes in der Kulturverbreitung zu stande brachte. Wie im Altertum dieses politische Hemmnis durch das macedonische und römische Weltreich beseitigt wurde und hierauf die Kulturentfaltung noch viel größere Kreise zog, so wird auch in der Neuzeit der Zusammenschluß der zivilisierten Staaten den mächtigsten Aufschwung zur Verbreitung der Gesittung und Bildung zur Folge haben.

Die Rivalität der Großstaaten ist das große Hindernis der europäischen Thatkraft. Durch diese Rivalität ist die neuere Geschichte Europas ein Wirrsal geworden, wie einst die griechische Entwicklung durch den politischen Wettstreit von Athen, Sparta, Korinth, Theben verwirrt wurde. Aber gleichwie die heutigen Historiker gewohnt sind, das alte Griechenland als Einheit und Ganzes zu betrachten, so werden die künftigen Geschichtschreiber unter Zurückdrängung des Trennenden und Verwirrenden die Geschichte der europäischen Völker und Staaten zu

einem einzigen Bilde zusammenfassen. Dabei werden die einzelnen Völker nichts von ihrem erworbenen Ruhme verlieren, die Verdienste der bedeutendsten Völker werden vielmehr erst recht hervortreten.

Die größte Thatkraft zur Erfüllung des europäischen Berufes bewiesen in den neuesten Zeiten England und Rußland. Diese Staaten streben mit Kühnheit und Ausdauer nach Erweiterung ihrer außereuropäischen Herrschaft und haben bereits solche Erfolge erzielt, daß sie mit Recht als Weltreiche bezeichnet werden. Das Emporkommen beider Weltreiche ist außerordentlich lehrreich.

Englands Aufsteigen zur weltgeschichtlichen Größe beginnt erst von dem Zeitpunkte, wo es, von Eroberungen auf dem europäischen Festlande absehend, mit ganzer Kraft der Pflege des Handels und der Industrie sich hingab und die Herrschaft über die länderverbindenden Meere erstrebte. Den Spuren Spaniens, Portugals, Hollands folgend, bemächtigte es sich des Welthandels, dessen Besitz die Grundlage seines Übergewichts wurde. Während die kontinentalen Mächte sich beständig befehdeten und um kleine Gebiete langwierige Kriege führten, vergrößerte England stetig seinen außereuropäischen Besitz und zog in dieser Richtung den größten Nutzen aus der europäischen Zwietracht. Es trat dem übrigen Europa gewissermaßen als ein selbständiger Erdteil gegenüber, es hatte seine eigene Politik, nährte die Uneinigkeit der kontinentalen Staaten und verfolgte seine Interessen überall mit der Rücksichtslosigkeit der alten Phönizier.

Als Kolonialmacht schwangen sich die Briten höher empor als bis jetzt irgend ein neueres Volk: sie überholten weit die Spanier, Portugiesen, Holländer und könnten sogar den alten Griechen und Römern an geschichtlicher Bedeutung gleichgesetzt werden, wenn sie, wie diese, auch in der Kulturentwicklung der übrigen Völkern hätten vorauseilen können. Man darf jedoch vermuten, daß England gegenwärtig den Höhepunkt seiner kolonialen Ausdehnung bereits erreicht hat und sich künftig darauf beschränken muß, das Erworbene festzuhalten. Die Geschichte aller Kolonialreiche zeigt, daß Kolonieen außerordentlich leicht verloren gehen, namentlich wenn ein Staat einen unverhältnismäßig großen und weit verstreuten Kolonialbesitz hat. Auch England hat in dieser Beziehung bereits im achtzehnten Jahrhundert eine höchst traurige Erfahrung gemacht.

Der Abfall der amerikanischen Kolonieen war in der That der größte und folgenschwerste Verlust, den England in seiner neueren Geschichte erlitten hat. Wäre dieses Ereignis, das lediglich durch grobe Fehler der englischen Regierung herbeigeführt wurde, nicht eingetreten, dann hätte sich im neunzehnten Jahrhundert ein gewaltiges englisch-amerikanisches Reich gebildet, das durch seine Größe und Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung eine völlig neue Wendung gegeben hätte. Die politische Losreißung Amerikas von Europa bleibt unter allen Umständen eine beklagenswerte Thatsache. Dabei hat die neue Welt wenig oder nichts gewonnen, die alte Welt hat viel verloren. Amerika wäre in seinem Auf-

schwung nicht gehemmt gewesen, wenn es den politischen Zusammenhang mit Europa bewahrt hätte. Die Auswanderung aus Europa nach Amerika hätte viel geordneter und zweckentsprechender erfolgen können, wenn beide Erdteile durch staatliche Bande vereinigt geblieben wären. Durch die Losreißung von Europa gelangte Amerika nicht zu besseren politischen Zuständen; die amerikanischen Republiken traten in dasselbe feindselige Verhältnis zueinander wie die europäischen Staaten und hatten überdies bis in die Gegenwart durch blutige Bürgerkriege schwer zu leiden. Amerika hat sich nicht freigemacht von den falschen und unsittlichen Lehren der europäischen Politik und wird schwerlich aus eigener Kraft eine Regeneration derselben durchführen können.

Die Zukunft muß das zerrissene politische Band zwischen Europa und Amerika von neuem knüpfen. Beide Erdteile sind durch Entwicklung und Kultur aufs engste verbunden. Zu Amerika steht Europa in viel näherem Verhältnis als zu Asien und Afrika. Ganz Amerika ist eine Kolonie von Europa, die Bevölkerung Amerikas kann noch jetzt als eine europäische bezeichnet werden. Es ist auch gar nicht anzunehmen, daß in Amerika jemals eine Kulturentwicklung stattfinden werde, die von der europäischen wesentlich abweichen würde. Wie im neunzehnten Jahrhundert, werden auch in den folgenden Zeiten beide Erdteile zusammenwirken, um diese Kultur zu pflegen und zu fördern. Die Bevölkerung beider Erdteile wird immer eine und dieselbe Rasse bilden, weit verschieden von der mongolischen, malayischen,

afrikanischen Rasse. Es ist nicht daran zu denken, daß Amerika sich jemals wieder in politische Abhängigkeit von einem europäischen Staate begeben werde, wohl aber kann man die Hoffnung hegen, es werde später einmal eine politische Föderation beider Erdteile zu stande kommen. Sobald die europäischen Staaten sich zu einem Bunde zusammenschließen, werden auch die amerikanischen Staaten, besonders zur Förderung ihrer wirtschaftlichen Interessen, eine Vereinigung erstreben, und dieser amerikanische Staatenverein wird bald darauf unter dem Drucke der Kulturbewegung eine politische Verbindung mit dem europäischen Staatenverein anzuknüpfen suchen. Dem amerikanischen Erdteil wird die Aufgabe zufallen, die Kolonisation Asiens von der Seeseite her zu unternehmen und namentlich die unermeßlich reichen Gebiete von China unter die Herrschaft der Arier zu bringen. Das vereinigte Wirken von Europa und Amerika wird in kürzester Zeit einen unvergleichlich großartigen Erfolg erzielen.

Mit dem englischen Weltreich wetteifert in der Gegenwart das russische Weltreich. Dieses ist zwar schwächer an Menschenzahl, aber desto stärker durch seine Ausdehnung und Geschlossenheit. Es ist zur Zeit die erste Macht in Europa. Sein Emporkommen wurde ebenso wie das des englischen Weltreiches durch die Zwietracht Europas wesentlich gefördert. Rußland hielt sich lange Zeit fern von der Einmischung in die Kämpfe der westlichen Staaten und gewann dadurch Gelegenheit, im Osten ein gewaltiges Reich aufzurichten. Seit zwei

Jahrhunderten breitet sich dasselbe unaufhaltsam aus, in seinem allmählichen Wachstum dem alten Römerreiche vergleichbar. Viele Politiker sehen beständig in ihm eine große Gefahr für das übrige Europa, aber der bisherige Gang seiner Geschichte rechtfertigt nicht diese Befürchtung. Rußland verfolgte niemals in Europa eine solche Eroberungspolitik, wie sie von Frankreich zu verschiedenen Zeiten eingeschlagen wurde. Es hat bei mehreren Gelegenheiten seine Übermacht nicht zu Angriffskriegen gegen die westlichen Staaten Europas mißbraucht. Nur gegen das Osmanenreich hat es während des neunzehnten Jahrhunderts eine angreifende Politik gerichtet. Aber diese Bestrebung zur Vertreibung der Türken sollte nur Anerkennung, nicht Tadel finden, denn sie liegt ebenso im allgemein europäischen, wie im russischen Interesse. Der Kampf gegen die Türken ist die notwendige Fortsetzung des Kampfes gegen die Mongolen, gegen die aus Asien in Europa eingedrungenen Barbaren, die sich der europäischen Art und Gesittung nicht fügen wollen. Rußland verfolgt überhaupt in höherem Grade als irgend ein Staat des Festlandes eine europäische Politik. Es sucht Erweiterung seiner Herrschaft nicht im Kampfe mit den europäischen Staaten, sondern im Vordringen gegen die halbzivilisierten Asiaten. Es hat bereits einen großen Teil von Asien unterworfen und schreitet mit jedem Jahre weiter vor. Die Unterwerfung von ganz Asien ist das Ziel der russischen Politik. Es ist wahrscheinlich, daß Rußland dieses Ziel aus eigener Kraft erreichen kann, aber sicherlich erst nach langer Zeit. Viel rascher und müheloser

wird die Bezwingung und Europäisierung Asiens erfolgen, wenn Rußland die Mitwirkung der übrigen Staaten zuläßt. Die Kultur des russischen Reiches ist zu wenig entwickelt, um eine so gewaltige Aufgabe, wie die Unterwerfung Asiens ist, lösen zu können. Rußland kann hinsichtlich seiner Größe und Ausdehnungskraft dem altrömischen Weltreich zur Seite gesetzt werden, aber noch weniger als England vermag es im kommenden Jahrtausend alles das zu leisten, was Rom während eines früheren Jahrtausends vollbracht hat.

Wenn das gegenwärtige System der staatlichen Sonderpolitik nicht bald mit einem besseren vertauscht wird, muß zwischen den beiden Weltmächten schließlich ein offener Kampf ausbrechen, der mindestens ein großes Hemmnis des Kolonisationswerkes sein wird. Der Gegensatz von Rußland und England hat schon die Lösung der türkischen Frage um viele Jahrzehnte verzögert, er wird auch in Zukunft bei jeder asiatischen Frage störend und hemmend einwirken. Die Bezwingung Asiens wird dadurch in weite Ferne gerückt.

Nicht bloß Rußland und England haben übrigens an der Eroberung Asiens ein großes Interesse, sondern ganz Europa, die sämtlichen Zweige der arischen Rasse können und müssen Beteiligung an diesem Werke fordern. Der Gesamtheit der europäischen Völker fällt die Lösung der größten Aufgabe der Weltgeschichte zu. Die Übervölkerung und der Thatendrang Europas verlangen, daß jetzt, nachdem die Hälfte des Erdkreises bereits der arischen Rasse unterworfen ist, auch die andere Hälfte

zur Anerkennung der arischen Herrschaft gezwungen wird. Der überlegenen Kultur gebührt auch die politische Herrschaft. Wie einst der große Alexander als Vertreter der vorgeschrittenen griechischen Kultur ein beträchtliches Stück von Asien und Afrika eroberte und dem europäischen Wesen unterwarf, wie dann die Römer, in die Fußstapfen des Macedoniers tretend und die griechische Kultur übernehmend, ein größeres und festeres Reich aufbauten und in barbarischen Ländern Bildung und Gesittung verbreiteten, so wird die künftige Geschichte ein Weltreich der Arier verzeichnen, eine weit größere Schöpfung als irgend eine der früheren Zeiten, einen natürlichen Abschluß der seit Zerstörung des Römerreiches erfolgten Entwicklung. Nicht erst einer fernen Zukunft ist dieses großartige Ereignis vorbehalten, schon dem gegenwärtigen Geschlecht ist seine Verwirklichung ermöglicht, wenn es dem Ziele mit Entschlossenheit entgegenstrebt, wenn es die hemmenden Schranken einer kleinlichen und selbstmörderischen Politik niederwirft und seine zersplitterten Kräfte zu einem neuen politischen Organismus vereinigt.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.